
Claudius Weise

Zu diesem Heft

Das vorliegende Heft ist in mehrerer Hinsicht eine Fortsetzung. Insbesondere die ein kontroverses Thema mit hervorragender Sachkenntnis behandelnde Studie von Matthias Fechner über ›Postkolonialismus im 21. Jahrhundert‹ und die literarische Fantasie über Franz Kafka, die aus der Feder von Andreas Laudert stammt, sind ohne die Lektüre des vorigen Heftes, wo jeweils deren erster Teil erschienen ist, kaum verständlich. Hingegen steht die zweite Folge des – mittlerweile auf drei Teile angelegten – kritischen Rückblicks auf die Corona-Pandemie von Andreas Neider in gewissen Grenzen für sich.¹

Andere Beiträge sind eher indirekt als Fortsetzung früherer Arbeiten zu lesen. Die ›Archipelischen Begegnungen‹ von Angelika Wiehl bringen Gedanken über den Postkolonialismus in Philosophie und bildender Kunst zur Entfaltung, die bereits in einigen Ausstellungsbesprechungen dieser Autorin skizziert wurden. Die Darstellung der Freiheitslehre des vergessenen Philosophen Otto Heinrich Jaeger als Brückenbauer zur Anthroposophie stellt sich dem Aufsatz über Johannes Kreyenbühl zur Seite, den Heinz-Gerd Bange voriges Jahr bei uns eingereicht hatte. Ebenfalls voriges Jahr hatte Alexander Schaumann für uns ›Das Goetheanum als ein Wahrzeichen der Anthroposophie‹ betrachtet, die nun mit Überlegungen über ›Die Bauhöhe des zweiten Goetheanums‹ sinnvoll ergänzt werden.

Eine Fortsetzung dieser Art findet sich auch im Zeitgeschehen. Die Imagination einer neuen Ukraine, die uns Joachim von

1 Die am 23. Juli von der freien Journalistin Aya Velazquez mithilfe eines Informanten aus dem RKI veröffentlichten vollständigen Protokolle für alle vier Pandemie-Jahre, von 2020 bis einschließlich 2023, konnten wegen des Redaktionsschlusses dabei nicht mehr berücksichtigt werden. Diese wurden u.a. hier zur Verfügung gestellt: <https://rki-transparenzbericht.de/>

Königslöw vorstellt, ist eine Ergänzung seiner tiefeschürfenden Ausführungen über ›Die »Russische Welt« und das geistige Russland‹ aus dem Jahr 2022. Recht locker hängt hingegen die Betrachtung, die Walter Schafarschik einem althochdeutschen Gesang über ›Christus und die Samariterin‹ gewidmet hat, mit einem früheren Artikel über den ›Marienpreis im Evangelienbuch des Otfrid von Weißenburg‹ zusammen.

Nur der Aufsatz von Benjamin Bembé über ›Biodiversität und Gesundheit‹ ist weder eine Fortsetzung noch eine Ergänzung früherer Beiträge. Umso mehr steht er für das andere Motiv, das dieses Heft durchzieht: die Vielfalt – gerade in geistiger Hinsicht. Außerdem gibt es im Feuilleton eine Reihe von Beiträgen, die ebenfalls unser Verhältnis zur Natur ins Auge fassen. Dazu gehören zwei hochkarätige Buchbesprechungen von Christoph Hueck und Rüdiger Sünder sowie eine Naturbetrachtung von Johannes F. Brakel. Im weiteren Sinne können auch die Beiträge von Maja Rehbein, die auf den Spuren von Caspar David Friedrich dessen Heimatstadt Greifswald erkundet hat, und ein Zwischenruf von Peter Götz zum Thema der vegetarischen bzw. veganen Ernährung dazu gezählt werden.

Im Forum Anthroposophie ist noch auf einen kurzen Essay von Ute Hallaschka über den ›Eros des Denkens‹ und einen ausführlichen Tagungsbericht von Annegret Holland hinzuweisen, mit einem Aufsatz von Laszlo Böszörményi über ›Das zweite Vertrauen‹ als Bindeglied. Und Armin Husemann erblickt in einem neuen Buch über Kunsttherapie den ›Beginn einer Medizin der Zukunft‹. Weitere Buchbesprechungen finden Sie an gewohnter Stelle, vor dem lyrischen Ausklang.

Solche Kontinuitäten, so unbedeutend sie auch sein mögen, wirken in unserer bewegten Gegenwart geradezu erfrischend langweilig. Das knapp gescheiterte Attentat auf Donald Trump; dessen Entscheidung, den der weißen Unterschicht entstammenden US-Senator J.D. Vance zum *running mate* zu berufen; der nach quälend langem Zögern erfolgte Verzicht des sichtbar vergreisten Joe Biden auf eine erneute Präsidentschaftskandidatur und die übereilte Festlegung der Demokratischen Partei auf seine unpopuläre Vizepräsidentin Kamala Harris – alles Ereignisse, über deren weltgeschichtliche Bedeutung nachzudenken wäre, wenn man denn irgendwie zu Atem käme.

Unterdessen haben in Frankreich und Großbritannien vorzeitige Parlamentswahlen stattgefunden, mit dem seltsamen Ergebnis, dass die rechtspopulistischen Kräfte noch mehr gestärkt

worden wären, wenn jeweils das Wahlsystems des anderen Landes gegolten hätte. In Großbritannien, wo ein schlichtes Mehrheitswahlrecht gilt, hat die Labour-Partei 33,7% der Wählerstimmen in eine überwältigende Mandatsmehrheit umsetzen können, weil die Konservativen aufgrund dramatischer Verluste in zahlreichen Wahlkreisen auf den zweiten Platz rutschten. Doch hätte es überall dort, wo die stärkste Partei weniger als die Hälfte der Stimmen erringen konnte, nach französischem Muster eine Nachwahl gegeben, dann hätte die Reform-Partei von Nigel Farage – welche mit Abstand die größten Zugewinne verbuchen konnte – die Konservativen zu Wahlbündnissen gegen Labour verpflichten können. In Frankreich wiederum hätte Marine Le Pens ›Rassemblement National‹ mit 33,2% nach britischem Wahlrecht einen klaren Sieg errungen.

Bei uns in Deutschland schließlich scheinen weitere Erfolge der AfD bei den anstehenden Landtagswahlen in Ostdeutschland nahezu unvermeidlich. Denn unsere Bundesregierung ist unfähig oder nicht willens, durch eine geeignete Politik dem Rechtspopulismus das Wasser abzugraben und betätigt sich stattdessen lieber symbolisch, wie durch das verfassungsmäßig fragwürdige Verbot des rechten Schmuddelblatts ›Compact‹. Als ich Anfang dieses Jahres die Sinnhaftigkeit der »Demos gegen Rechts« bezweifelte, wurde mir dies von manchen sehr verübelt. Doch die Wahlergebnisse, welche die AfD seither bei der Europawahl (und einigen Kommunalwahlen) erzielen konnte, bestätigen meine Skepsis. Wie eine stichprobenartige Untersuchung der Universität Konstanz ergab, waren bei diesen Kundgebungen Wähler der Grünen weit überrepräsentiert, während Anhänger bürgerlicher Parteien kaum teilnahmen.² Schlimmer noch: »Auf manchen Demos waren Unionspolitiker und -Mitglieder unerwünscht.«³ Wenn aber selbst die Einbindung liberaler und konservativer Milieus nicht gelang, wie sollten dann Menschen erreicht werden, die der AfD zugeneigt sind?

Und dies ist ebenfalls eine Bedrohung der Demokratie: die zunehmende Tendenz, Menschen mit anderen Meinungen gar nicht mehr wahrnehmen und integrieren, sondern sie nur noch ausgrenzen und mundtot machen zu wollen.

2 <https://kops.uni-konstanz.de/server/api/core/bitstreams/8b9cc6cc-2ef8-442b-a812-d646de50b53d/content>

3 <https://heimatkunde.boell.de/de/2024/03/14/warum-es-richtig-ist-vom-kampf-gegen-rechts-zu-sprechen>

Inhalt

Zu diesem Heft 1

Inhalt 4

Zeitgeschehen

Joachim von Königslöw
Auf dem Weg zu einer neuen Ukraine . . . 6

Andreas Neider
Die RKI-Protokolle und ihre Deutung . . . 10

Themen

Matthias Fechner
Postkolonialismus im
21. Jahrhundert – Teil II 17

Angelika Wiehl
Archipelische Begegnungen 29

Benjamin Bembé
Biodiversität und Gesundheit. 41

Heinz-Gerd Bange
Ein Brückenbauer zur Anthroposophie. . . 53

Alexander Schaumann
Die Bauhöhe des zweiten Goetheanums . . 67

Walter Schafarschik
Christus und die Samariterin. 73

Andreas Laudert
Prag. Viktoriahotel (Forts.) 79

Forum Anthroposophie

Ute Hallaschka	
Ich und Welt	88
Laszlo Böszörményi	
Das zweite Vertrauen	90
Annegret Holland	
Den göttlichen Funken entfachen	93
Armin J. Husemann	
Der Beginn einer Medizin der Zukunft	97

Feuilleton

Maja Rehbein	
Die innere Wahrheit der Bilder	100
Christoph Hueck	
Eigenschaften des Lebendigen	106

Rüdiger Sünner	
Das Feuer in den Augen der Wölfin	113

Johannes F. Brakel	
Der Teepavillonbaum	118

Peter Götz	
Das ist doch alles Käse!	120

Kurz notiert	122
-------------------------------	-----

Buchbesprechungen

Rami Elhanan & Bassam Aramin: Wie Frieden geht (Ulrike Wendt) – Rolf Speckner: Elise Wolfram (Gunda Kohl) – Eric Bergkraut: Hundert Tage im Frühling (Johannes Roth) – Margrit Wyder, Barbara Naumann & Robert Steiger (Hrsg.): Goethes Schweizer Reisen (Ruedi Bind)	124
---	-----

Ausklang	128
---------------------------	-----

Zeitgeschehen

Joachim von Königslöw

Auf dem Weg zu einer neuen Ukraine

Fortgesetzte Betrachtungen zu einem ununterbrochenem Krieg

Dem Schweizer Waldorflehrer und Anthroposophen Peter Lüthi, einem Kenner Russlands und der Ukraine, ist es im vorigen Jahr gelungen, beide Länder – in denen er seit den 90er-Jahren Kurse und Seminare abgehalten hat – mehrere Wochen lang zu bereisen. So etwas geht also. In der Zeitschrift ›Gegenwart‹ berichtet er darüber und schreibt: »Es kann mir gar nicht einfallen, den Lesern mitzuteilen, was ›Russland‹, ›die Ukraine‹ oder ›das russische Volk‹ denken, fühlen und wollen. – Und jede eigene Wahrnehmung und Begegnung vermindert ein wenig meine Abhängigkeit von dem, was westliche, ukrainische oder russische Medien und Experten beweisen wollen. Ich glaube weder dem *Spiegel* noch dem *Antispiegel*, weder dem Mainstream noch dem Antimainstream [...]. Von beiden Seiten werde ich mit Eindeutigkeiten bearbeitet, die so wenig der Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit gerecht werden, die ich in *jeder* wahrgenommenen Wirklichkeit finde. Meine Sympathie oder Antipathie gegenüber Russland, den USA oder der Ukraine kann nicht das Kriterium sein, ob eine Information wahr ist. Da ich mir eingestehen muss, sowohl für ›Russland‹ wie für ›die Ukraine‹ Sympathien zu haben, komme ich um diese Einsicht nicht herum.«¹ Mir geht es ebenso! Deshalb habe ich mir seinen Vorbehalt sehr zu Herzen genommen. Lüthi bestärkt ihn durch eine Aussage Rudolf Steiners vom 7. Januar 1917: »Man kommt im fünften nachatlan-

tischen Zeitraum nur zurecht, wenn man auf der einen Seite nach Imagination strebt, und auf der andern Seite danach, die Tatsachen für sich sprechen zu lassen.«² Mit dieser Haltung werde ich noch einmal versuchen, nach bestem Wissen und Gewissen die Verhältnisse so zu schildern, wie sie sich mir – trotz meiner eingeschränkten Quellen und Erkenntnismöglichkeiten – als richtig und wahr darstellen. Vor zwei Jahren, habe ich in dieser Zeitschrift ›Die ›russische Welt‹ und das geistige Russland‹ betrachtet.³ Dieses Mal soll es um die Imagination einer neuen, zukünftigen Ukraine gehen.

Ich habe in den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts Slawistik studiert, mich an Russlands Kunst, Kultur und seinen weiten Landschaften begeistert und mich in Moskau ein bisschen vor eventueller Repression und Überwachung durch die Behörden der Sowjetunion gegruselt, mit der sich der »Westen« damals im »Kalten Krieg« befand. Der Blick auf die ostslawischen Teile Europas war zu jener Zeit – obgleich uns die Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkriegs eines anderen hätten belehren müssen! – noch so, dass es da eben Russland bzw. die Sowjetunion mit ihren Teilrepubliken gab (Russland und die Sowjetunion setzte man ja gleich), und im Süden Russlands lag die schöne, kulturell und folkloristisch interessante Provinz Ukraine. Etwa so, wie man sich in (West-) Deutschland erlebte (die DDR war abgetrennt und fern), in einem Deutschland, das im Süden

die Drei 4/2024

eben auch einen besonders schönen, folkloristisch geprägten Teil namens Bayern hat, dessen Hauptstadt München »leuchtet« – um mit Thomas Mann zu sprechen – und durch eine anziehende Lebensqualität besticht, so wie eben die russische Ukraine das schöne Kiew am breiten Dnjepr, die ehrwürdige »Mutter der russischen Städte«, mit einschließt.

Mein Russischlehrer an der Universität Münster stammte aus Odessa, und mir war klar, dass in der Ukraine Russisch und Ukrainisch, die lokale Sprache, durchaus nebeneinander und nicht nur gegeneinander bestehen. Beruflich beschäftigte ich mich bald mit ganz anderem als der ostslawischen Welt; doch eine besondere Liebe zur russischen Kultur, für die alt-russische Architektur der »Kiewer Rus« – also der heutigen Ukraine – und für die wunderbare Volkskunst und bunte Folklore der Ukraine blieb mir aus Studienzeiten stets erhalten.

Zur Vorgeschichte des »Majdan«

Zum »Erweckungserlebnis« in Bezug auf die Ukraine – schlimmerweise war das erst rund 40 Jahre später! – wurden mir die Geschehnisse um den »Majdan« von 2013/14. Davor hatte es schon die »Orange Revolution« von 2004 gegeben, die ich mehr oder weniger interessiert verfolgt hatte. Abgesehen von ein paar kurzlebigen Versuchen nach dem Ersten Weltkrieg war nach dem Zerfall der Sowjetunion 1991 die Ukraine zum ersten Mal ein völkerrechtlich selbstständiger Staat geworden. (Die sogenannte Selbstständigkeit der sowjetischen Teilrepublik Ukraine, obwohl diese UNO-Mitglied war, hatte nur auf dem Papier existiert.) Die nunmehr wirklich souveräne Ukraine suchte mühsam ihren Weg und galt als Konglomerat divergierender Teile: der russischsprachigen Ost-Ukraine mit dem Industriegebiet des Donbass; der fruchtbaren Schwarzerde-Böden im alten Land der Kosaken in der Mitte; der mehr von ihrer habsburgischen Vergangenheit geprägten West-Ukraine; und dazu als Hauptstadt das altherwürdige Kiew. Die Krim war der Ukraine erst 1954 durch eine Laune des damaligen Sowjet-Führers Nikita Chruschtschow

zugeschlagen worden. Und nun, im Herbst und Winter 2013/14, der »Majdan«. Was war das eigentlich? Was hatte es damit auf sich?

Nach dem Zerfall der Sowjetunion und der Verselbstständigung ihrer Teilrepubliken stürzte das übrigegebliebene Russland – immer noch das flächenmäßig größte Land der Erde – unter seinem Präsidenten Boris Jelzin in eine tiefe Krise. Einige wenige bereicherten sich, wo und wie sie nur konnten, während das übrige Volk in Not und Armut versank. Jelzin setzte dann kurz vor seinem Rücktritt am 31. Dezember 1999 den bis dahin ganz unbekanntenen Geheimdienst-Offizier Wladimir Putin als Nachfolger ein. Dieser setzte die begonnene Liberalisierung und »Verwestlichung« Russlands nicht fort, sondern begann mit den beiden, von ihm inszenierten Tschetschenien-Kriegen die Zügel wieder anzuziehen und Russland mehr und mehr autokratisch zu regieren.

Erster Höhepunkt dieser Entwicklung war die Krise um die Präsidentschaftswahl von 2012. Da die russische Verfassung damals vorsah, dass ein Präsident nur einmal wiedergewählt werden dürfe, hätte sich der schon 2004 wiedergewählte Putin 2008 eigentlich zurückziehen müssen. Stattdessen tauschte er mit seinem Gefolgsmann Dmitri Medwedjew, der zuvor unter ihm Ministerpräsident gewesen war, einfach die Plätze, um dann 2012 erneut als Präsident zu kandidieren. Dieser offenkundige Verstoß gegen den Geist der Verfassung führte zu einem letzten großen Aufbäumen der demokratischen Kräfte in Russland. Seither wird jede Opposition unerbittlich verfolgt – man denke nur an das Beispiel Alexei Nawalny.

Die Ukraine – mit Russland trotz ihrer Selbstständigkeit menschlich, wirtschaftlich und kulturell eng verflochten – erwies sich in den ersten Jahrzehnten ihrer Unabhängigkeit als politisch instabiler, korrupter Staat, in dem etliche Oligarchen das Sagen hatten. Und wie zunächst auch Russland selbst, strebte die Ukraine nach engerer Anlehnung an EU und NATO. Letztere aber lehnte, mit Rücksicht auf Russland, 2008 den Beitritt der Ukraine zur NATO ab; die wirtschaftlichen Verflechtungen mit dem Westen, insbesondere mit der EU, wurden dennoch im-

mer enger; und so wurde 2013 über ein Assoziierungs-Abkommen mit der EU verhandelt. Diese Annäherung an den Westen versuchte Putin, der zunehmend die imperiale Tradition Russlands und der Sowjetunion zur Staatsideologie machte, auf jede mögliche Art zu verhindern; deshalb stellte er dem damaligen ukrainischen Präsidenten Wiktor Janukowytsh, einem so korrupten wie autoritären Politiker, einen riesigen russischen Kredit in Aussicht, was diesen bewog, die Unterzeichnung des schon fertig ausgehandelten Abkommens mit der EU am 21. November 2013 auszusetzen.

Vom Anhängsel zum Subjekt

Noch am selben Tag postete in Kiew der ukrainische Journalist (afghanischer Abstammung) Mustafa Najjem auf Facebook: »Ich gehe auf den Majdan. Wer kommt mit?« Der Majdan ist einer der zentralen Plätze Kiews. Die zunächst kleine Kundgebung weitete sich rasch aus: Am 24. November waren es Zehntausende, die auf dem Majdan gegen die Aussetzung des Abkommens protestierten, und am 1. und 8. Dezember bereits Hunderttausende. Es war die größte zivilgesellschaftliche Protestbewegung in Europa seit 1989, die auch auf andere ukrainische Städte übergriff, allerdings mehr im Westen als im Osten. Die Regierung mobilisierte starke Polizeikräfte, und schließlich eskalierten die Ereignisse in den Tagen vom 18. bis 20. Februar 2014 in jenem denkwürdigen, in seinen Einzelheiten bis heute ungeklärten Massaker, bei dem über hundert Menschen zu Tode kamen; sie wurden schon bald in der Ukraine als Märtyrer, als die »heilige Hundertschaft« verehrt.

Die Proteste auf dem Majdan hatten für die Ukraine eine ähnlich große Bedeutung wie der Sturm auf die Bastille 1789 für Frankreich, sie waren der dramatische Höhepunkt einer Revolution, die das korrupte System des Präsidenten Janukowytsh wegfegte – und alsbald bestaunte das Volk die goldenen Kloschüsseln und die exotischen Tiere, die man in der verlassenen Prunk-Villa des nach Russland geflohenen Ex-Präsidenten vorfand. Überall im Land gab es Kämpfe zwischen liberalen Majdan-An-

hängern und ukrainischen Nationalisten oder von Russland gesteuerten Aufständischen.

Russland benutzte diese Wirren, um auf fragwürdige Weise die 1954 abgetretene Krim wieder »heim ins Reich« zu holen, was Putins Popularität im eigenen Land enorm steigerte. Die neue ukrainische Regierung konnte sich schließlich im ganzen Land durchsetzen – bis auf den äußersten Osten, den Donbass, wo es im April 2014 unter Mithilfe Russlands zur Ausrufung der autonomen »Volksrepubliken« Lugansk und Donezk kam. Da die Kiewer Regierung seither vergeblich gegen diesen Abfall militärisch vorgeht, herrscht also in der Ukraine schon zehn Jahre lang Krieg. Von Russland wurde zwar offiziell stets abgestritten, dass es an den Kämpfen im Donbass beteiligt ist – und doch wird dieser Konflikt mithilfe russischer Waffen, russischer Logistik, russischer Truppen und russischer Kommandeure geführt. Wenn dahinter aber die Absicht stand, die Ukraine zu schwächen und zu zermürben, so wurde tatsächlich das Gegenteil bewirkt: Die Auseinandersetzung mit Russland bewirkte eine Stärkung der nationalen Identität, es entstand ein neues Nationalgefühl und ein solidarisches Gemeinschaftsbewusstsein.

Diese Entwicklung hat Putin übersehen oder unterschätzt. Sein Überfall vom 24. Februar 2022 war sozusagen darauf berechnet, dass ihm die alte Ukraine, korrupt und uneinig, wie sie nun einmal war, zur leichten Beute werden würde. Weder er noch die übrige Welt hatten mit dem zähen Freiheitswillen des erneuerten ukrainischen Volkes gerechnet. »Putin hasst uns, ohne uns zu kennen«⁴, sagte damals der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh, der im Mai 2014 den Sammelband ›Euromaidan – Was in der Ukraine auf dem Spiel steht‹ herausgegeben hatte, inspiriert von der Suhrkamp-Lektorin Katharina Raabe.⁵ Darin schilderten 17 junge ukrainische Autoren aus nächster Nähe die Ereignisse auf dem Majdan. Mich hat dieses Buch tief beeindruckt – wie manches andere, was damals erschien.

Das alles ließ in mir eine Imagination entstehen, die ich wie folgt charakterisieren möchte: Von den drei ostslawischen Völkern der Groß-

russen, Weißrussen und Kleinarussen (wie man die Ukrainer früher nannte), machen sich Letztere auf den Weg, vom Anhängsel zum eigenständigen Subjekt zu werden. Während Russland, das sich vom Westen in seiner Bedeutung als Weltmacht nicht anerkannt, sondern gedemütigt fühlt, sich immer mehr seiner atavistischen imperialen Vergangenheit zuwendet und sich mit einer idealisierten »heiligen russischen Welt«, der »russkij mir« identifiziert, deren Primat sich auch die ostslawischen Brudervölker unterwerfen müssen. Das wollen die Ukrainer nicht. Meines Erachtens wollen sie aber ebensowenig bedingungslos ein Teil des »Westens« werden, sondern dem Namen ihres Landes gerecht werden, der ja so viel wie »Land an« bzw. »auf der Grenze« bedeutet, d.h. Vermittler zu sein, Brücken zu schlagen zwischen Ost und West, wie man sie auch über den großen Strom der Ukraine, den Dnjepr, bauen muss.

Nun höre ich schon den naheliegenden Einwand, dass ich die geopolitischen Machtverhältnisse und die Rolle des Westens, insbesondere der USA in diesem Konflikt überhaupt nicht berücksichtige. Das ist richtig. Aber ich schildere hier eben eine Imagination! Und diese konkretisiert sich für mich in einer Szene, die ich in dem Buch von Navid Kermani: »Entlang den Gräben« fand.⁶ Am 18. Tag seiner »Reise durch das östliche Europa«, die im September 2016 begann, trifft sich Kermani in Kiew mit Mustafa Najjem, jenem Journalisten, der die Ereignisse auf dem Majdan mit ausgelöst hatte. Kermani fragt ihn, ob er, der inzwischen Parlaments-Abgeordneter geworden ist, als gebürtiger Afghane Probleme in der ukrainischen Politik habe. Nein, antwortet der, überhaupt nicht. Nicht einmal die Rechten, die ihn für seine politischen Vorstellungen kritisierten, bezögen sich auf seine Herkunft.

Die Ukraine – so fährt Najjem fort, den Staat zu verteidigen, dessen Bürger er geworden ist – verkörpere wie kein anderes Land das europäische Projekt einer Einheit in der Vielfalt, so viele Völker gebe es hier: Rumänen, Georgier, Polen, Juden, Krimtataren, Weißrussen usw. Vermischung sei hier die Regel, Zwei- und Mehrsprachigkeit alltäglich. Man brauche nur

eine Talkshow einzuschalten, um zu staunen, wie mühelos die Sprecher zwischen Russisch und Ukrainisch hin- und herwechseln, manchmal im selben Satz. »Die Ukraine ist das Land, in dem zuletzt jemand mit der Europafahne in der Hand umgebracht worden ist. Wir waren wohl ein bißchen zu naiv, aber dafür haben wir wenigstens noch Leidenschaft, um für die europäischen Werte einzustehen. Ja, ich mag das!« Kermani fragt ihn: »Sprichst du eigentlich noch Persisch?«, und als Najjem bejaht, »entsteht eine etwas kuriose Situation: Ein Afghane, der Ukrainer geworden ist, hält einem Iraner, der Deutscher geworden ist, hundert Meter vom Majdan entfernt das denkbar flammendste Plädoyer für ein starkes Europa, für die europäischen Werte – auf Persisch!«⁷

Diese Schilderung Kermanis ist für mich der Kern meiner Imagination einer neuen Ukraine, gültig auch heute noch, nach über zwei Jahren, in denen das Land mit seiner Existenz für die europäischen Werte einstehen muss.

Joachim von Königslöw, *1939, studierte Soziologie, Slawistik, Ost- und Südeuropäische Geschichte sowie Pädagogik. Langjährige Tätigkeit als Waldorflehrer, Vortragsredner und Autor.

1 Peter Lüthi: »Der Ukraine Krieg und die Suche nach Urteilsfähigkeit (Teil 1)«, in: »Gegenwart« 2/2024, S. 19ff.

2 Rudolf Steiner: »Zeitgeschichtliche Betrachtungen. Das Karma der Unwahrhaftigkeit – Zweiter Teil« (GA 174), Dornach 1983, S. 66.

3 Vgl. Joachim von Königslöw: »»Russkij mir« – Die »Russische Welt« und das geistige Russland«, in: DIE DREI 4/2022, S. 27-36. Zusammen mit diesem früheren Aufsatz lagen die vorliegenden Ausführungen einem Vortrag zugrunde, den ich am 10. Juni 2024 im »Forum3« in Stuttgart gehalten habe.

4 www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/als-partisan-gegen-putin-interview-mit-juri-andruchowytch-17844089.html

5 Vgl. Juri Andruchowytch (Hrsg.): »Euromaidan – Was in der Ukraine auf dem Spiel steht«, Berlin 2014.

6 Vgl. Navid Kermani: »Entlang den Gräben – Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan«, München 2018, S. 118f.

7 A.a.O., S. 119.

Andreas Neider

Die RKI-Protokolle und ihre Deutung

Zur gegenwärtigen Aufarbeitung der Corona-Politik – Teil II

Im ersten Teil dieses Artikels habe ich mich mit einem im Januar 2024 von dem deutschen Soziologen Klaus Kraemer an der Universität in Graz veranstalteten Podiumsgespräch beschäftigt, an dem auch der in Kassel lehrende Soziologe Heinz Bude teilnahm. Bude hat bei diesem Versuch einer Aufarbeitung der Corona-Politik ein Narrativ vertreten, das – wie ich schrieb – »eine nationale Gemeinschaft umfassende staatliche Ordnung als den Souverän« ansieht, »der im Falle einer Pandemie qua Exekutive das individuelle Handeln einschränken und zugunsten der allgemeinen Gesundheit vor allem durch Überwachungsmaßnahmen, aber auch durch Ausgangssperren bis hin zu sogenannten ›Lockdowns‹ regulieren kann.«¹

Das zweite Narrativ, »das bis heute nur von einer Minderheit der Bevölkerung getragen wurde, sieht hingegen die freie Entfaltung der Persönlichkeit auch dann an erster Stelle, wenn die allgemeine Gesundheit einer Menschengemeinschaft durch eine Virusepidemie bedroht wird. Dieses Narrativ sieht den Souverän mithin in jedem einzelnen Individuum, in dessen individuelle Verantwortlichkeit auch das Verhalten in einer Pandemie gestellt ist.«²

Im Folgenden soll es nun um einen weiteren Versuch zur Aufarbeitung der Corona-Politik gehen, nämlich um die Rezeption der im März 2024 veröffentlichten »RKI-Protokolle«. Diese wurde und wird im Wesentlichen von Vertretern des zweiten Narrativs geleistet, die von

denen des ersten häufig als »Querdenker« bezeichnet wurden und werden. Bei der Aufarbeitung dieser Protokolle geht es mir um die Frage, ob sie tatsächlich darauf schließen lassen, wie einige glauben, dass im ›Robert Koch Institut‹ (RKI) nicht nur das erste, sondern auch das zweite Narrativ vertreten worden sei.

Die auch als »RKI-Files« bezeichneten RKI-Protokolle wurden durch das Online-Magazin ›Multipolar‹ veröffentlicht, nachdem es zwei Jahre lang vor Gericht um deren Freigabe hatte kämpfen müssen³ – und ersten Verlautbarungen zufolge, die vor allem von ›Multipolar‹-Herausgeber Paul Schreyer selbst, aber auch von der Springer-Presse (›Bild‹ und ›Welt‹) stammten,⁴ sollen die darin zum Ausdruck kommenden Auffassungen ranghoher RKI-Mitarbeiter zumindest teilweise dem zweiten Narrativ entsprochen haben. Die Frage sei daher, warum die offizielle Politik dennoch dem ersten Narrativ gefolgt ist.

Wir erinnern uns: Vor vier Jahren, am 22. März 2020, beschlossen die Bundesregierung und die Ministerpräsidenten der Bundesländer den ersten Lockdown. In den folgenden Monaten regierte eine bis dahin beispiellose Verbotspolitik: Schulen und Restaurants mussten schließen, Menschen durften sich nicht mehr von ihren sterbenden Angehörigen verabschieden, und die sich 2021 anschließende Impfkampagne führte mit dem Slogan »Impfen schützt die Mitmenschen« und dem ver-

die Drei 4/2024

meintlichen Argument des solidarisch-sozialen Fremdschutzes zu massiver Verunglimpfung und Diffamierung Ungeimpfter.

Die an entscheidenden Stellen zunächst noch geschwärzten Protokolle des RKI-Krisenstabs sollten nun also erstaunlicherweise enthüllen, dass in dessen Sitzungen ganz andere wissenschaftliche Auffassungen besprochen worden sind als diejenigen, die dann der offiziellen Politik zugrunde gelegt wurden.

Wir wollen im Folgenden anhand der mittlerweile weitgehend entschwärzten Protokolle untersuchen, ob es tatsächlich eklatante Differenzen zwischen den internen, wissenschaftlichen Auffassungen des RKI und den Maßnahmen der Regierung gegeben hat, oder ob es sich hierbei möglicherweise um eine Überinterpretation handelt. Denn wir reden hier nicht über ausführliche Verlaufsprotokolle, sondern lediglich um Ergebnisprotokolle, aus denen weder der Gesprächsverlauf noch etwa einzelne Beiträge, geschweige die Verlautbarungen bestimmter Mitarbeiter ersichtlich sind.

Bei den nachfolgenden Betrachtungen zu den RKI-Protokollen gilt es vor allem zu berücksichtigen, dass das RKI während der ganzen Pandemie in keiner Weise versucht hat, wirklich repräsentative Erhebungen zum Infektionsgeschehen zu generieren und sich stattdessen lediglich auf die kumulative Zahl bestätigter COVID-19-Fälle fokussierte, wie Klaus Kraemer in einer Replik auf den Aufsatz von Heinz Bude: ›Aus dem Maschinenraum der Beratung in Zeiten der Pandemie‹ bemerkt hat.⁵

Außerdem zielten die öffentlichen Äußerungen Wielers mehrheitlich keineswegs auf das zweite Narrativ, sondern eindeutig auf das erste. So sagte er etwa am 3. Dezember 2021 in Gabor Steingarts ›Morning-Briefing‹: »Die wesentlichen Treiber sind die Ungeimpften!«⁶

Ein erster deutlicher Dissens mit der offiziellen Corona-Politik soll nun laut ›Multipolar‹ und weiteren Interpreten – wie etwa dem Corona-Kritiker und Finanzwissenschaftler Stefan Homburg – die Änderung der Risikobewertung unmittelbar vor dem ersten Lockdown betreffen. Denn am 17. März 2020 stufte das RKI das Gesundheitsrisiko für die Bevölkerung von

›mäßig‹ auf ›hoch‹ herauf, nachdem es am 16. März laut Protokoll geheißsen hatte: »Es soll diese Woche hochskaliert werden. Die Risikobewertung wird öffentlich, sobald [Personenname geschwärzt] ein Signal dafür gibt.«

Warum wurde die Risikobewertung erhöht?

Wurde diese für die Pandemiepolitik entscheidende Risikobewertung also nicht auf der Basis eigener Erkenntnisse angepasst? ›Multipolar‹ vermutete, dass diese Einschätzung auf politischen Druck zurückging, denn die Fallzahlen hätten sich in der Zeit vor dem 17. März nicht maßgeblich geändert. Zwischen dem 9. und 15. März wurden sechs Prozent der in Deutschland Untersuchten positiv getestet, eine Woche später war es nur ein Prozent mehr.⁷

Wir zitieren zunächst Paul Schreyer: »Die im März 2020 verkündete Verschärfung der Risikobewertung von ›mäßig‹ auf ›hoch‹ – Grundlage sämtlicher Lockdown-Maßnahmen und Gerichtsurteile dazu – gründete, anders als bislang behauptet, nicht auf einer fachlichen Einschätzung des RKI, sondern auf der politischen Anweisung eines externen Akteurs – dessen Name in den Protokollen geschwärzt ist.«⁸

Das war zwar nur eine Vermutung, wurde aber von Schreyer als Tatsache hingestellt. Es zeigte sich jedoch nach der Entschwärzung, dass an der besagten Stelle zu lesen war: »Die Risikobewertung wird veröffentlicht, sobald Herr Schaade ein Signal dafür gibt.« Dahinter verbarg sich also nicht der Name eines politischen Akteurs, sondern lediglich der des damaligen RKI-Vizepräsidenten Lars Schaade.

Wie reagierte nun Schreyer auf diese für ihn wohl eher enttäuschende Tatsache? Er ging in seinem Artikel vom 6. Juni 2024 darauf gar nicht erst ein und wick auf einen neuen Schauplatz aus: »Wurde Deutschland von einem Vizebehördenleiter in den Lockdown geschickt? Klar scheint: Der Druck war international orchestriert – und kam aus den USA.«⁹

Dazu muss man nun aber deutlich sagen, dass es nicht Herr Schaade war, der Deutschland in den Lockdown geschickt hat, sondern die Bundesregierung zusammen mit den Minis-

terpräsidenten, und zwar am 22. März 2020, am dem Tag also, an dem – wie wir im ersten Teil dieser Serie gesehen haben – der Bundesregierung das Strategie-Papier von Heinz Bude und Kollegen vorgelegt worden war und die darin ausgearbeitete »Angst-Strategie« nunmehr zur offiziellen, jedoch zunächst geheim gehaltenen Vorgehensweise gemacht wurde.

Es erscheint uns mithin müßig, nun innerhalb der RKI-Protokolle nach einem weiteren »Befehlsgeber« zu suchen, wenn doch aus unserer bisherigen Analyse eindeutig hervorgeht, dass die Politik sich ganz offensichtlich an der von der »Corona-Task-Force« ausgearbeiteten »Angst-Strategie« orientiert hat und ihre freiheitseinschränkende Maßnahmen sich auch folgerichtig aus diesem strategischen Zusammenhang ableiten lassen. Und so erscheint es auch als fragwürdig, dass Schreyer und anderen die RKI-Protokolle weiterhin nach Aussagen durchforsten, die darauf hindeuten sollen, dass innerhalb des RKI ganz andere, dem »Querdenker«-Narrativ entsprechende Ansichten geäußert worden seien.

Man verstehe mich an dieser Stelle bitte nicht falsch! Es geht mir nicht darum, Schreyer und andere kritische Zeitgenossen, die man dem »Querdenker«-Milieu und damit also dem zweiten Narrativ zuordnen kann, zu demontieren. Ich habe viele der Veröffentlichungen von »Multipolar« während und nach der Pandemie als wertvolle Informationsquelle geschätzt. Es geht mir jedoch mit dem Folgenden darum, zu zeigen, dass man das zweite Narrativ auch vertreten kann, ohne in permanentem Investigativmodus ständig nach neuen Verdächtigen im Hintergrund der Corona-Pandemie suchen zu müssen und sich dabei in deutliche Widersprüche zu verwickeln.

Denn Schreyer versteigt sich nun, nachdem klar geworden ist, dass hinter der Schwärzung der Name des stellvertretenden RKI-Direktors stand, zu einer weiteren Spekulation: »Was heißt all das nun für die fragliche Hochstufung der Risikobewertung in Deutschland? Es erscheint denkbar und plausibel, dass US-Geheimdienste über das Laborvirus von Anfang an im Bilde waren (wenn sie dessen

Herstellung nicht gar beauftragten, um es als Biowaffe gegen China einzusetzen) und sie zumindest ihr Wissen über einen Laborursprung an Regierungsvertreter auch in Deutschland durchsickern ließen – was diese veranlasste, panikartig Lockdown-Maßnahmen zu verhängen, eben aus Angst vor den unkalkulierbaren und tödlichen Auswirkungen einer Biowaffe auf die Bevölkerung. Die Empfänger solchen Geheimwissens – Spitzenpolitiker, Behördenleiter – werden sich selbst nicht als Teil einer böswilligen Verschwörung sehen, sondern als fürsorgliche, vorausschauend handelnde Menschen, die im besten Sinne Verantwortung für die Allgemeinheit übernehmen.«¹⁰

Echte und scheinbare Widersprüche

Da mittlerweile aber auch von der offiziellen Wissenschaft die Hypothese geteilt wird, dass der Ursprung des Corona-Virus nicht auf einem Tiermarkt, sondern eben in einem Labor in Wuhan zu suchen ist,¹¹ hätte die Leitung des RKI doch wohl richtig gehandelt. Und hätte sie – woher auch immer – von Anfang an gewusst, dass das Virus einer mehr oder weniger militärisch veranlassten Laborentwicklung entsprungen wäre, wie könnte sie dann gleichzeitig Auffassungen vertreten haben, die den politisch veranlassten Lockdown-Maßnahmen entgegengestanden hätten? Wäre eine in Kenntnis des Laborursprungs befindliche RKI-Leitung nicht vielmehr verpflichtet gewesen, dieses geheime Wissen dem Gesundheitsminister und damit der Bundesregierung zugänglich zu machen? Und hätte diese Regierung dann noch einer Task-Force bedurft, um die von Heinz Bude entworfene Angststrategie ausarbeiten zu lassen, die ihrerseits lediglich einem »wissenschaftsähnlichen Modell« gefolgt ist?

Hätte eine in Kenntnis der Laborhypothese befindliche Regierung wiederum nicht auch ohne eine solche Angststrategie genauso gehandelt, wie sie es dann eben hätte tun müssen – nämlich aus berechtigter Angst vor einem künstlich hergestellten, gefährlichen Virus die Bevölkerung vor diesem zu schützen? – Man ersieht daraus, dass derartige Spekulationen

eine endlose Kette von Widersprüchen hervorgerufen, die Schreyers These letztlich in sich zusammenbrechen lassen.

Und eben das will hiermit gesagt sein: dass es müßig ist, derart zu spekulieren. Es ist einfach als Tatsache hinzunehmen, dass kein politischer Akteur von außen dem RKI die Heraufstufung des Risikos befohlen hat, sondern dass diese Heraufstufung aufgrund einer eigenständigen Beurteilung angeordnet wurde, wie das RKI selbst inzwischen auch bekundet hat: »Zur Einordnung des Protokolls vom 16.03.2020 ist zu erinnern, dass die Infektionszahlen in Deutschland sehr stark stiegen (siehe tägliche Situationsberichte und insbesondere die beiden Berichte vom 15. und 16.3.2020, – jeweils Abbildung 3 »Epidemiologische Kurve«), dass die WHO am 11. März die Pandemie ausgerufen hat, dass in Bergamo am Februar/März sehr viele Menschen an Covid-19 starben, dass mehrere Länder kurz vorher ein Einreiseverbot verhängt haben (darunter die USA), dass mehrere Länder das öffentliche Leben heruntergefahren haben (Spanien, Italien).«¹²

Gehen wir aber nun weiter der Vermutung Schreyers und anderer »Querdenker« nach, in den RKI-Protokollen seien Corona-kritische Anschauungen zum Ausdruck gebracht worden. Diese und die hier weiterhin referierten Hypothesen verfolgen wir jedoch ausdrücklich *nicht* unter der widersprüchlichen Annahme, die RKI-Leitung habe von Anfang an über geheimes Wissen verfügt, dass das Virus einem Bio-Labor in Wuhan entsprungen sei, sondern wir setzen voraus, dass die RKI-Leitung die im ersten Jahr der Pandemie von fast allen Wissenschaftlern geteilte Auffassung vertreten hat, dass das Virus zoonotischen Ursprungs sei.¹³

In den Protokollen heißt es zum Beispiel am 30. Oktober 2020 mit Blick auf die FFP2-Masken: »Es gibt keine Evidenz für die Nutzung von FFP2-Masken außerhalb des Arbeitsschutzes, dies könnte auch für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.« Und: »Ihr Nutzen sollte auf Arbeitsschutz von Personen, die mit infektiösen Patienten arbeiten, begrenzt bleiben.«¹⁴ Die Politik jedoch führte nichtsdestotrotz in mehreren Bundesländern eine



Paul Schreyer (*1977)

FFP2-Maskenpflicht in der Öffentlichkeit ein. Hier liegt also tatsächlich ein klarer Dissens zwischen der Auffassung des RKI-Krisenstabes und den von der Politik verordneten Maßnahmen vor, denn diese entsprachen – wie wir spätestens seit Heinz Budes Enthüllungen wissen können – jener Angststrategie, welche die dem BMI unterstellte »Corona-Task-Force« erarbeitet hatte. Die Politik hat damit die Gesundheit der Bevölkerung nicht geschützt, sondern dieser im Gegenteil eher geschadet!

Auch ein weiteres Detail der Protokolle scheint in diese Richtung zu zielen. Am 16. Dezember 2020 heißt es dort im Hinblick auf die Bewertung der Wirksamkeit von Lockdowns weltweit: »Lockdowns haben zum Teil schwerere Konsequenzen als Covid selbst.« Zudem wird nüchtern festgestellt: »Steigende Kindersterblichkeit zu erwarten.« Aber Vorsicht! Diese Feststellungen finden sich unter dem Punkt »Internationales. Verlauf der Pandemie in Afrika«. Das heißt also nicht, dass der RKI-Krisenstab die hier getroffenen Feststellungen bezüglich der Schädlichkeit von Lockdowns automatisch auch auf die bundesdeutsche Situation übertragen hätte. Vielmehr beruht eine solche Annahme ebenfalls auf einer Spekulation.

»Querdenker« im RKI?

Am 5. März 2021 beriet der Krisenstab, ob für Geimpfte und Genesene eine Ausnahme von den Corona-Beschränkungen gemacht werden soll. Dies sei »fachlich nicht begründbar«. Das Impfzertifikat solle keine Grundlage für »Vorrechte sein«. Die WHO sehe darin sogar eine Diskriminierung Nicht-Geimpfter. Was aber tat die Politik? Sechs Monate später kam die 3G-Regel und damit eine Lockerung für Genesene, Getestete – und Geimpfte. Ungeimpfte hingegen wurden von weiten Teilen des öffentlichen Lebens ausgeschlossen.

Allerdings findet sich die zitierte Stelle in dem Protokoll unter der Überschrift »Diskussion«. Das heißt, die hier zunächst vertretene Auffassung, Geimpften keinerlei Privilegien zukommen zu lassen, wurde zwar diskutiert, könnte aber der Politik gegenüber später dann zurückgenommen worden sein. Auch hier zeigt sich, dass man mit Spekulationen, über die vom RKI-Krisenstab vertretenen Auffassungen aufgrund der in den Protokollen befindlichen Aussagen vorsichtig umgehen sollte.

Am 19. März 2021 schließlich diskutierte der Krisenstab über zwei heikle Themen: Zum einen über das sehr hohe Durchschnittsalter der Toten: »Das Argument, dass ältere, gebrechlichere Menschen, die auch ohne COVID-19 zeitnah versterben würden, sollte entschärft werden«, heißt es im internen Vermerk zu dieser Debatte, die dem RKI offenbar unbequem war. Der andere Punkt: »COVID-19 sollte nicht mit Influenza verglichen werden, bei normaler Influenzawelle versterben mehr Leute, jedoch ist COVID-19 aus anderen Gründen bedenklich(er). Hierbei handelt es sich jedoch nur um innerhalb einer laufenden Diskussion geäußerte Auffassungen, die sich an den jeweils vorliegenden Zahlen orientierten. Das deutet in meinen Augen aber nicht auf eine dem ersten Narrativ grundsätzlich widersprechende Haltung des RKI-Krisenstabes hin.

Zusammenfassend gesagt sollte man nicht aus einzelnen, der offiziellen Corona-Politik scheinbar oder tatsächlich widersprechenden Aussagen in den RKI-Protokollen den Rück-

schluss ziehen, die leitenden Mitarbeiter des RKI hätten quasi den Querdenkern nahe stehende Anschauungen gepflegt, die dann von der Politik unterdrückt worden seien.

Letzteres scheint mir vor allem deshalb ausgeschlossen zu sein, weil Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach im Oktober 2023 Lars Schaade, den vormaligen Stellvertreter Lothar Wielers, zu dessen Nachfolger ernannt hat. Lauterbach müssten die Auffassungen des RKI bereits vor Veröffentlichung der Protokolle im März 2024 einigermaßen bekannt gewesen sein. Ein der Corona-Politik entgegen denkender RKI-Vizepräsident wäre aber nie und nimmer zum Institutsleiter befördert worden.

Stattdessen scheint mir folgende Annahme plausibel zu sein: In der ersten Phase der Pandemie herrschte sowohl in Regierungskreisen als auch im RKI eine große Unsicherheit über die Gefährlichkeit des Virus und dessen weitere Ausbreitung. Insofern erscheint es als durchaus verständlich, dass man im RKI zwar mitunter differente Auffassungen diskutiert hat, im Wesentlichen aber der Angststrategie eines Heinz Bude und nicht unbedingt dem jeweiligen Stand der Wissenschaft gefolgt ist, weil man darin das einzige Mittel sah, die Bevölkerung zur Befolgung der zunächst als notwendig erachteten und inzwischen auch in den meisten anderen Ländern ausgerufenen totalitären Maßnahmen zu bewegen. Denn wer dem der Angststrategie zugrunde liegenden ersten Narrativ folgt und ein kollektives »Recht auf Gesundheit« postuliert, der landet eben dort, wo sich Ostdeutschland während der Zeit der DDR befunden hat: bei einem Primat des Kollektivs gegenüber der Freiheit des Einzelnen, anders gesagt: in einem »vormundschaftlichen Staat«¹⁵.

Dass es auch anders ging, hat das Beispiel Schwedens, das von vielen Vertretern des zweiten Narrativs und auch von Heinz Budes Kontrahenten Klaus Kraemer favorisiert wurde, deutlich gezeigt.¹⁶ Wichtig erscheint mir nun aber vor allem die Frage, inwiefern die Ideen eines Heinz Bude auch in Zukunft, wie dieser bereits angekündigt hat, zur Grundlage der Politik gemacht werden. Wird unsere Gesellschaft aus den nunmehr offen auf dem Tisch liegen-

den Zusammenhängen der Pandemie und der dagegen ergriffenen Maßnahmen lernen können, um die Wiederholung der vergangenen Fehler in Zukunft zu vermeiden?¹⁷

»Linkes« und »rechtes« Denken

Ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung wäre die Auflösung mancher Begriffsverwirrungen. So lässt sich das erste Narrativ, das dem kollektiven Denken und Handeln den Vorrang gegeben hat und diese Haltung bis heute vertritt, ohne Umschweife als »links« bezeichnen. Denn in dieser Denkform tritt das Kollektiv an die Stelle des Individuums. Diese gesellschaftliche Grundhaltung kennen wir in Deutschland aus der Zeit des »real existierenden Sozialismus«, wie ihn die DDR repräsentiert hat.

Das zweite Narrativ hingegen wird umgekehrt von vielen Vertretern des ersten als »rechts« bezeichnet. Und zwar deshalb, weil ihrer Auffassung nach – und gerade hier zeigt sich der sozialistische Hintergrund am deutlichsten – der Primat des Individuums gegenüber dem Kollektiv dazu führen muss, dass sich, genau wie im Kapitalismus, Einzelne auf Kosten der Gesellschaft Vorteile verschaffen. In einem System, in dem das Individuum für seine Gesundheit selbst verantwortlich ist und nicht die staatlich organisierte Solidargemeinschaft, werde auf sozialdarwinistische Weise Gesundheit zum Privileg der Wohlhabenden.¹⁸

Rückt man solche Kategorisierungen aber im Sinne der Dreigliederungsidee Rudolf Steiners zurecht (nicht zu verwechseln mit »nach rechts«), so zeigt sich, dass die linken Kritiker des zweiten Narrativs das Geistesleben, das Rechtsleben und das Wirtschaftsleben gewaltig durcheinanderwirbeln. Denn die Gesundheit ist zunächst *immer* eine individuelle Angelegenheit, so wie auch das Immunsystem jedes Menschen individuell ist.¹⁹ Das im Rechtsleben geltende Prinzip der Gleichheit hingegen bedeutet, dass in einer Gesellschaft der Staat dafür Sorge zu tragen hat, dass jedes Individuum gleichermaßen Zugang zu einer angemessenen – aber jeweils individuell zu gestaltenden – gesundheitlichen Versorgung erhält.

Für das Wirtschaftsleben ginge es hingegen darum, dass soziale Ungleichheiten und Benachteiligungen durch »brüderlich« wirksame Organisationen, von Rudolf Steiner »Assoziationen« genannt, ausgeglichen werden.²⁰ In diese Richtung wirkt in Deutschland die Sozialfürsorge, die aktuell allerdings nicht unbedingt vom Wirtschaftsleben getragen wird und auch nicht ausschließlich vom Staat, sondern auch in starkem Maße von den beiden christlichen Kirchen.²¹ Immerhin beruhen diese sozialen Leistungen zwar nicht auf einem assoziativen Prinzip, aber trotzdem auf dem Prinzip der Brüderlichkeit und der Nächstenliebe.

Der Staat hat seine Aufgabe im Sinne Steiners weder im Geistesleben noch im Wirtschaftsleben, sondern lediglich im Rechtsleben. Er hat für die Gleichheit im Sinne der sozialen Gerechtigkeit zu sorgen. Die Gesundheitsvorsorge ist jedoch nicht seine Aufgabe, sondern diese ist – auch im Sinne der schon im ersten Teil erwähnten »WHO-Charta von Ottawa« – Sache des Geisteslebens. Dieses hätte also für eine möglichst umfassende gesundheitliche Aufklärung im Sinne der Selbstfürsorge und Selbstwirksamkeit jedes Einzelnen Sorge zu tragen. Die Versorgung der sozial und gesundheitlich Schwachen in einer Gesellschaft wiederum ist Sache des Wirtschaftslebens bzw. der Brüderlichkeit. Denn nur durch Gewinne aus der Wirtschaft können die Aufgaben der Sozialfürsorge letztlich finanziert werden.

Die dieser kurzen Skizze zugrunde liegende Idee einer Dreigliederung des sozialen Organismus ist mitnichten als »rechts« zu bezeichnen, vielmehr kann man mit ihrer Hilfe die heute unter dem Einfluss »linker« Gesinnungen gesellschaftlich immer mehr sich geltend machenden, kollektiven Gedankenformen, die dem Staat die Vorherrschaft sowohl über das Geistesleben wie auch über das Wirtschaftsleben zusprechen, zurechtrücken.

Die hiermit angedeutete anthroposophische Haltung der Corona-Politik gegenüber ist aber nicht per se identisch mit einer vermeintlich »rechten Querdenker«-Haltung zu setzen – und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil sie sich nicht an müßigen Spekulationen über mögliche

Befehlsgeber von RKI-Mitarbeitern beteiligen möchte. Denn das zweite, die individuelle Freiheit stützende Narrativ, lässt sich auch ohne solche Spekulationen vertreten.

Im abschließenden dritten Teil werden wir uns dem philosophisch-ethischen Hintergrund dieser Haltung zuwenden. Dabei werden wir uns auch mit den von einigen Anthroposophen vertretenen Auffassungen, die das erste Narrativ unterstützen, und die den von Rudolf Steiner entwickelten »ethischen Individualismus« grundsätzlich in Frage stellen, auseinandersetzen haben. Und wir werden sehen, wie

diesen einander entgegenstehenden Haltungen historische Grundmuster zugrunde liegen, die bereits in der Spätantike bei Augustin und in der frühen Neuzeit bei Martin Luther eine maßgebliche Rolle gespielt haben.

Andreas Neider, geb. 1958, studierte Philosophie, Ethnologie, Geschichte und Politologie, war Lektor und Verleger im Verlag Freies Geistesleben. Zahlreiche Publikationen zu Anthroposophie, Meditation, Medienpädagogik, Kritik der digitalen Transformation und zur Corona Krise. – Kontakt: aneider@gmx.de

1 Vgl. Andreas Neider: »Kollektive und individuelle Denkformen«, in: DIE DREI 3/2024, S. 8.

2 Ebd.

3 Es handelt sich um Ergebnisprotokolle von Besprechungen des Krisenstabs des dem Bundesgesundheitsministerium unterstellten »Robert Koch-Institut« aus der Zeit von Januar 2020 bis April 2021. Sie umfassen 456 PDF-Dateien mit 2.065 Seiten nunmehr weitgehend entschwärztem Text: www.rki.de/DE/Content/InfAZ/C/COVID-19-Pandemie/COVID-19-Krisenstabsprotokolle_Download.pdf

4 Zu den ersten Reaktionen vgl. <https://multipolar-magazin.de/artikel/rki-protokolle-3>

5 Klaus Kraemer: »Was kann die Soziologie im Schockmoment einer Krise leisten?«, in: »Soziologie« 1/2023. Heinz Budes Aufsatz »Aus dem Maschinenraum der Beratung in Zeiten der Pandemie« war in Heft 3/2022 erschienen.

6 www.thepioneer.de/originals/thepioneer-briefing-business-class-edition/podcasts/ruecktritt-ist-mir-nie-in-den-sinn-gekommen

7 www.rki.de/DE/Content/InfAZ/C/COVID-19-Pandemie/Stellungnahme_Protokolle.html

8 <https://multipolar-magazin.de/artikel/rki-protokolle-1>

9 <https://multipolar-magazin.de/artikel/rki-protokolle-6> – Im Anschluss geht Schreyer in einem längeren Exkurs auf das Protokoll vom 25. Februar 2020 ein, um anschließend noch einmal die Geschichte zu referieren, die er in seinem bereits 2021 publizierten, sehr gut recherchierten Aufsatz »Wie der Lockdown nach Deutschland kam« ausführlich dargestellt hatte: <https://multipolar-magazin.de/artikel/wie-der-lockdown-nach-deutschland-kam>

10 <https://multipolar-magazin.de/artikel/rki-protokolle-6>

11 https://de.wikipedia.org/wiki/Institut_für_Virologie_Wuhan#Theorie_zu_SARS-CoV-2_als_Laborunfall

12 www.rki.de/DE/Content/InfAZ/C/COVID-19-Pandemie/Stellungnahme_Protokolle.html

13 Vgl. Harald Matthes: »Corona und Salutogenese« in: DIE DREI 5/2020, S. 8-11.

14 Zu diesen und den folgenden Zitaten aus den RKI-Protokollen siehe Anm. 3.

15 Vgl. Andreas Neider: op. cit., S. 10.

16 Zur schwedischen Pandemie-Politik vgl. den in Anm. 5 angegebenen Aufsatz.

17 Vgl. den am 11. Juli 2024 in der NZZ erschienenen Gastkommentar der englischen Journalistin Elena Louisa Lange: »Der neue Kollektivismus – wie das Individuum zu einem öffentlichen Ärgernis wurde« – www.nzz.ch/meinung/der-neue-kollektivismus-wie-das-individuum-zu-einem-oeffentlichen-aergernis-wurde-ld.1837012

18 Dass infolge der Pandemiepolitik der Pharmakonzern Pfizer im Jahr 2021 rund 22 Mrd. Dollar und im Jahr 2022 sogar 31 Mrd. Dollar Gewinn gemacht hat, steht zu dem sich auf das Prinzip der »Solidarität« berufenden ersten Narrativ in krassem Widerspruch. Vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/74113/umfrage/nettogewinn-des-pharmaunternehmens-pfizer-seit-2006/>

19 Vgl. Michaela Glöckler: »Das Herz als Ort des Gewissens«, Stuttgart 2022, wo dieser Zusammenhang sehr deutlich herausgearbeitet wird.

20 Vgl. Rudolf Steiner »Die Kernpunkte der sozialen Frage« (GA 23), Dornach 1976, 16f.

21 Die Kirchen finanzieren sich nicht nur mithilfe derer vom Staat erhobenen Kirchensteuer, sondern zu einem guten Teil auch aus privaten Spenden, die wiederum im Wirtschaftsleben generiert werden.

Matthias Fechner

Postkolonialismus im 21. Jahrhundert

Ideologie und Fakten - Teil II

Der Umgang mit dem Begriff »Rassismus« verdient an dieser Stelle eine Klärung. Gegenwärtig wird er häufig pauschal und nicht selten populistisch verwendet; wie beispielsweise der Kampfbe­griff des »Kommunismus« in Zeiten des Kalten Krieges, vor allem in der McCarthy-Ära. Damals stand schnell unter »Kommunismus«-Verdacht, wer eine allzu liberale Haltung gegenüber der Sowjetunion einnahm, soziale Gerechtigkeit forderte, sich nicht eindeutig von früheren, linken Aktivitäten distanzierte oder einfach nur »falsche« Bekanntschaften geschlossen hatte. In ähnlicher Weise kann heute der Gebrauch eines »falschen« Wortes im »falschen« Kontext als »Rassismus« gewertet werden.¹ Nuancierte Beschreibungen für unpassendes Verhalten, Unhöflichkeit, Vorurteile, Unbildung, Missverständnisse oder situativen Zorn werden häufig nicht Erwägung gezogen.

Dabei ist eine flexible Abgrenzung dringend notwendig: Denn bei echtem Rassismus handelt es sich weniger um sporadisch auftretende verbale Entgleisungen, sondern – und dabei stimme ich Schmelzer und Rawson² zu – primär um eine Ideologie, die, auf Forschung aus dem 19. Jahrhundert basierend,³ in den

**Was ist Rassismus?
(Und was nicht.)**

1 Mit den sehr schlichten Suchbegriffen »Rassismus Supermarkt« lassen sich bereits zahlreiche im Internet dokumentierte, zumeist verbale Entgleisungen finden, die in einem recht alltäglichen Kontext geschehen sind, eine Vielzahl von Ursachen haben könnten, aber dennoch ausschließlich als »Rassismus« zur Meldung gebracht wurden. Dieses Phänomen weist einerseits auf eine gestiegene Sensibilisierung hin; andererseits lässt sich aus manchen Meldungen unschwer die Existenz rassistischer Einstellungen ablesen.

2 Vgl. Martyn Rawson & Albert Schmelzer: »Bausteine für eine diverse, antirassistische Waldorfpädagogik«, in: »Erziehungskunst« 11/2022, S. 23-27.

3 Von zentraler Bedeutung ist dabei Arthur Gobineaus »Essai sur l'inégalité des races humaines«, Paris 1855. Allerdings könnte bereits die Physiognomik als Vorläuferin einer wissenschaftlich grundierten Rassenkunde betrachtet werden.

1930er-Jahren aus dem Wissenschaftsbetrieb über die Politik in den Mainstream der Gesellschaft übertragen wurde. In Deutschland damals entwickelt und gelehrt zumeist an Hochschulen und fast allen Regelschulformen; dort vor allem im Rahmen des Biologie-Unterrichtes.⁴ Die Grundannahme war, dass es möglich sei, das Äußere eines Menschen, etwa die Physiognomie, in »Rassen« zu kategorisieren, um wertend auf (unveränderliche) Charaktereigenschaften schließen zu können. Am Ende wurden Millionen von Menschen nach methodischer Diskriminierung – auch im Namen der »Wissenschaft« – planmäßig ermordet. (Wobei die Rolle der »Wissenschaft« bis heute nicht grundlegend erforscht ist.⁵) Tragisch war, dass der Rassismus nach 1945 nicht verschwand, sondern in anderen Kontexten weiterlebte, nicht nur als kolonialer Wiedergänger, wie in den Südstaaten der USA oder in Südafrika, sondern auch als Bestandteil von Hochkulturen des »Globalen Südens«, etwa in Indien.⁶

Andererseits haben Stuart Hall und Etienne Balibar, die von einem Rassismus ohne Rassen sprechen, gewiss nicht Unrecht. Denn eine enge Definition von Rassismus würde ausschließen, dass es – jenseits pseudowissenschaftlicher Zuschreibungen – überhaupt eine Diskriminierung aufgrund des Äußeren gibt. In einem Versuch, den ich mit Studierenden in einem Seminar unternahm, erschloss sich eine weitere Facette dieses komple-

4 Die damals verwendeten Lehrbücher sind heute noch im Antiquariat erhältlich, wie Paul Brohmers ›Biologieunterricht unter Berücksichtigung von Rassenkunde und Erbpflge‹, Osterwieck und Berlin ³1936.

5 Bei den meisten Untersuchungen handelt es sich um Arbeiten, die das Verhalten einzelner, exponierter Wissenschaftler fokussieren, wie etwa des »Rassenpapstes« Hans F.K. Günther oder der »Zigeunerforscherin« Sophie Ehrhardt. Noch erhellender wären vermutlich Studien über die fraglos erfolgte Anpassung eines Großteils der Wissenschaftler an die rassistischen Vorgaben des NS-Staates; wobei aus den selbst damals nicht unumstrittenen Karrieren der völkisch eingestellten Akademiker, wie etwa auch des späteren Pfarrers in der Christengemeinschaft Friedrich Benesch, bereits zahlreiche Schlüsse gezogen werden könnten.

6 Die Hindutva-Ideologie der Indien regierenden ›Bharatiya Janata Party‹ basiert nach ihrem Vordenker Vinayak Damodar Savarkar (1883–1966) auf drei Säulen: der gemeinsamen Nation (›rashtra‹), der gemeinsamen Rasse (›jati‹) und der gemeinsamen Kultur bzw. Zivilisation (›sanskriti‹). Vgl. A. Maratha [V.D. Savarkar]: ›Essentials of Hindutva‹ (Nagpur 1923) – <https://archive.org/details/hindutva1923/page/n3/mode/2up>

7 Der Begriff des »white bias« ist eigentlich unzutreffend und selbst diskriminierend, weil davon ausgegangen wird, dass es anscheinend keinen »black bias« oder »colored bias« gibt. Insofern wäre der Begriff »racial bias« angebrachter. Schwierig ist in diesem Zusammenhang auch die Verwendung der (kolonialen) Fremdsprache Englisch, die in unvermitteltem Gebrauch die Analyse von Sachverhalten in anderen kulturellen Kontexten (etwa in Osteuropa) verzerren kann.

8 Hier hilft es nicht, das Konzept des »reverse racism« zu verwenden, das sich vor allem auf die Beziehungen zwischen Weißen und anderen Ethnien in den USA und Südafrika bezieht, während etwa die virulente Diskriminierung weißer Osteuropäer in Großbritannien – insbesondere während des Brexit – weitgehend ignoriert wurde (und wird). Vgl. Alina Rzepnikowska: ›Racism and xenophobia experienced by Polish

nen Phänomens. Dabei trugen wir über ein Dutzend Faktoren zusammen, die eine Teilnahme von Menschen am gesellschaftlichen Diskurs verhinderten. Allerdings vergaßen wir genau jene Faktoren, die uns zu diesem Zeitpunkt nicht betrafen, wie Behinderung oder schwere Krankheit. Insofern existiert durchaus ein »white bias«⁷, eine unbewusste Benachteiligung von Menschen anderer Hautfarbe: Wer nicht selbst von Rassismus betroffen ist, nimmt diesen nicht unbedingt als Problem wahr.

Allerdings gilt diese Folgerung auch auf andere Weise: Wer nur eine eingeschränkte Wahrnehmung der Kulturen des »Globalen Südens« und mancher migrantischen Milieus des Nordens hat, wird bereitwillig dem Argument Glauben schenken, dass es dort weder signifikanten Rassismus⁸ noch schlagkräftigen Rechts-extremismus⁹ gebe. Und es gibt Grenzen in diesem Diskurs: Der wenig konstruktive Kampfbegriff des »antimuslimischen Rassismus« etwa vermischt Religion mit ethnischer Herkunft. Damit wird eine Zone geschaffen, in der auch Muslime selbst argumentativ verwundbar werden, weil ihre symbolischen Abgrenzungen gegen Angehörige anderer Religionen oder Atheisten nun ebenfalls als »Rassismus« ausgelegt werden können.¹⁰

Auf dem Problemfeld des Rassismus befinden sich Waldorfschulen selbst in einer zwiespältigen Situation: Einerseits sind sie durch ihre Vergangenheit weniger belastet als etwa das

migrants in the UK before and after Brexit vote«, in: »Journal of Ethnic and Migration Studies« Vol. 45/1 (2019), S. 61-77 – <https://doi.org/10.1080/1369183X.2018.1451308>; die »Operation Dudula« in Südafrika, eine Bewegung von Zulus und anderen südafrikanischen Ethnien, führt gezielt paramilitärische Kontrollen und Attacken gegen schwarze Einwanderer durch. Vgl. Ayanda Charlie & Tamasin Ford: »Inside South Africa's Operation Dudula: Why we hate foreigners«, in: »BBC Africa Eye« vom 18. September 2023: www.bbc.com/news/world-africa-66808346; der grassierende Rassismus des Nahen Ostens gegenüber Arbeitskräften aus Südasien und Ostafrika, vor allem Hausangestellten und Bauarbeitern, wird einführend thematisiert von Amen Gashawa: »A Tale of Two Nomads: Racism and Migrant Labor in the Middle East«, in: »Harvard International Review« vom 4. März 2021 – <https://hir.harvard.edu/a-tale-of-two-nomads/>

9 Rechtsextreme und rassistische Bewegungen, die immer auch eine starke Regierungs- und Mehrheitsnähe aufweisen sind die »Bozkurtlar« (»Graue Wölfe«) in der Türkei, auch in anderen Ländern Europas; die hindunationalistische »Bharatiya Janata Party« in Indien oder das »969 Movement« in Myanmar, um nur einige der prägnantesten Beispiele zu nennen. Die Reihe könnte beliebig fortgesetzt werden.

10 Dazu könnte man bei Frauen bereits das ostentative Bedecken des Hauptes zählen, das auch ein Leben nach den Regeln des Islam symbolisiert, zu dem wiederum das Ablehnen näherer Beziehungen zu Männern anderer Glaubens (oder Atheisten) gehört. So ist es aus dieser Perspektive muslimischen Frauen auch untersagt, andersgläubige (oder atheistische) Männer zu heiraten. Vgl. Sure 221 »Al-Baqara«. Trügen beispielsweise christliche Frauen ein Symbol, das die Ablehnung näherer Beziehungen zu andersgläubigen Männern derart offen vermittelte, würde man eine solche Symbolik wohl ebenfalls als »rassistisch« bezeichnen, vor allem (aber nicht nur) in Regionen, in denen ihre Religion als dominante Kultur herrscht. In beiden Fällen halte ich den Mischbegriff eines »antireligiösen Rassismus« nicht für konstruktiv.

Gymnasium und andere Regelschulformen, die in wesentlich größerem Umfang in Kolonialismus und NS-Ideologie verstrickt waren.¹¹ Andererseits sind Waldorfschulen – als (mehr oder weniger) erfolgreiche Konkurrenz zu öffentlichen Schulen – immer wieder unsachlichen, aber reichweitenstarken Angriffen ausgesetzt (die auch in migrantischen Gemeinschaften wahrgenommen werden können).¹² Durch Anpassungsreflexe an einen übergreifenden Zeitgeist versuchen sich die Schulen zu schützen, um (meist überzogene) Kritik abwehren zu können. Die Inhalte solcher Diskurse sind einem differenzierten und ausgewogenen Verständnis historischer Vorgänge dann nicht immer zuträglich. Und auch das pflichtschuldige Distanzieren von jeglicher Gesellschaftskritik, die – im Leitmedienstrahler – auch nur schemenhaft als »rechtsextrem« identifiziert werden könnte, hilft den Waldorfschulen vermutlich nur vorübergehend. Gleich einem Schmerzmittel, das zwar kurzfristig Linderung verschafft, auf Dauer aber in immer höheren Dosen genommen werden muss, ohne die tieferen Ursachen des Problems zu bekämpfen.

Die überwältigende Mehrheit der mit der Waldorfpädagogik verbundenen Menschen in Deutschland hat sich im internationalen Vergleich bislang wohl eher nicht »rassistisch« verhalten.¹³ Die Frage, warum Kinder mit »Migrationshintergrund«¹⁴ seltener an Waldorfschulen anzutreffen sind, lässt sich daher nicht einfach mit »strukturellem Rassismus« erklären. Dabei mögen verschiedenste Aspekte eine Rolle spielen, wie die Er-

11 Hier sprechen elementare Fakten für sich: Bei Gründung der ersten Waldorfschule 1919 hatte Deutschland bereits sämtliche Kolonien verloren. Keiner in koloniale Verbrechen verstrickter Militär, Beamter, Kaufmann oder Politiker ging folglich auf eine Waldorfschule. Selbst wenn der Mäzen und Namensgeber der ersten Waldorfschule – die Waldorf-Astoria Zigarettenfabrik – auch Tabak aus kolonialen Anbaugebieten genutzt haben sollte und ein Sammelbilderalbum mit den Uniformen von Marine und Schutztruppen herausbrachte, bleiben die kolonialen Bezüge doch gering. Der letzte Eigentümer der Fabrik, Kiazim Emin Bey, dürfte wahrscheinlich Tabak aus der Türkei und Mazedonien importiert haben.

12 Das wohl prägnanteste Beispiel wäre Jan Böhmermanns Sendung »Wenn freie Entfaltung auf gefährliche Weltanschauung trifft: Waldorfschulen«, in: »ZDF Magazin Royale« vom 18. November 2022 – www.youtube.com/watch?v=MaYdgxXmM4s – In einer Kolumne der »tageszeitung« schreibt »Frau Lea« [#exwaldi] regelmäßig sehr polemisch zu Waldorfpädagogik und Anthroposophie. Mit den Suchbegriffen »Waldorfschule Kritik« lassen sich zahlreiche Beispiele wenig fundierter Kritik aufrufen.

13 Ebenso lassen sich die hohen Zustimmungswerte für Parteien wie die AfD nicht monokausal erklären; entsprechende Analysen benötigen aus wissenschaftlicher Perspektive keine Schuldzuweisungen und Kampfansagen, sondern Empirie. Es genügt bereits ein Blick auf Herkunft und Ausbildung der AfD-Bundestagsabgeordneten oder rechtsextremer Kader, um festzustellen, dass die Waldorfpädagogik dort keine prägende Rolle gespielt haben kann. Auch auf diesem Feld wäre eine wissenschaftliche Untersuchung der Sozialisierung – zumeist im öffentlichen Bildungswesen – von rechtsextremen Mandatsträgern wünschenswert.

reichbarkeit der Schulen, die ungewöhnliche Pädagogik, die soziale Zusammensetzung der Elternhäuser, religiöse Vorbehalte oder die Höhe des Schulgeldes – alles Faktoren, die auch »bio-deutsche« Familien von Waldorfschulen fernhalten können.

Im Unterricht der Oberstufe wäre es auch angebracht, eine größere Klarheit durch Fakten zu schaffen. In Überschneidung mit der Sozialkunde könnten bestehende Ausbeutungsverhältnisse anhand von Fallbeispielen dargestellt werden, gestützt durch Empirie, losgelöst von den schematischen Erklärungsmustern der westlich-postkolonialen Theorie; bevor es – wie beim interkulturellen »Zoomen«¹⁵ – zuerst in die systemische, dann in die Mikroebene geht, bis hinein in den Alltag der betroffenen Menschen.¹⁶ Je nach Fallstudie könnte auch die Rolle Chinas, der Ölstaaten des Mittleren Ostens oder anderer neokolonialer Mächte analysiert, Muster und Auswirkungen lokaler Korruption diskutiert oder Reformansätze eruiert werden. Inhaltlich wäre es in der neuesten Geschichte, am Ausgang der Epochen, auch angemessen, Angela Merkels Grenzöffnung vom Sommer 2015 und die – vor allem aus Steuergeldern finanzierte, großzügige Unterstützung der geflüchteten Einwanderer – zu behandeln. Hier kann man vergleichen, wie Flüchtlinge im Verlaufe der Weltgeschichte behandelt, wie andere Staaten Flüchtlinge¹⁷ aufgenommen (oder zurückgewiesen) haben; wie Millionen Heimatvertriebene, Flüchtlinge, aber auch *Displaced Persons* einen

Klarheit durch Fakten

14 Der Containerbegriff »Migrationshintergrund« wird hier lediglich pragmatisch verwendet, in Ermangelung präziserer Alternativen. Seine Ungenauigkeit habe ich im ersten Teil meines Artikels bereits näher thematisiert.

15 Mit dem Begriff des »Zoomens« verweise ich auf Jürgen Boltens Konzept, das ich in meinem Vortrag »Vergrößerung durch Schnittmengen. Gedanken zu interdisziplinären Methoden in der Interkulturalitätsforschung« auf der Interkulturellen Sommerakademie der Universität Jena am 15. September 2023 in einem fächerübergreifenden Kontext näher ausgeführt habe.

16 Besonders viel Material lässt sich Indien finden, wo man über die Statistiken des »Census India« bis hinunter auf die Mikroebene zoomen kann. Dort hat Katherine Boo mit »Behind the Beautiful Forevers« (London 2012) eine mehrjährige Recherche zum Leben der Slumbewohner von Annawadi in Mumbai veröffentlicht. Angesichts der detaillierten Darstellung individueller Biografien der Bewohner lösen sich auch viele Vorurteile der Postkolonialen Theorie auf. Ein Beispiel: Die sehr emanzipierte, intelligente und resiliente Asha Waghekar arbeitet nicht nur in einer Grundschule, sondern auch als Lokalpolitikerin der ultrarechten »Shiv Sena«-Partei, deren Verbindungen sie geschickt nutzt, um das karge Haushaltseinkommen ihrer Familie durch Korruption aufzubessern und ihrer – durchaus unabhängigen Tochter – eine bessere Zukunft zu ermöglichen.

17 Den Begriff »Flüchtling« verwende ich hier sprachlich orientiert an der »Genfer Flüchtlingskonvention« (1951). Auf den ersten Blick mag dies als altmodisch erscheinen. Es hilft jedoch, Diskriminierungen zu vermeiden, weil damit unterschiedslos alle Flüchtlinge gemeint sind, also jene aus der DDR ebenso wie aktuell zuwandernde Menschen aus Syrien oder Afghanistan.

gewaltigen Beitrag geleistet haben, um Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufzubauen, wie sie das Wirtschaftswunder schafften –, das wiederum durch neue Millionen von anfänglich als »Gastarbeitern« angeworbenen Menschen aus Südeuropa und der Türkei verstetigt werden konnte.

Am Beispiel Afghanistans könnte auch vergleichend dargestellt werden, wie in anderen Ländern Flüchtlingspolitik gehandhabt wird. Das wirtschaftlich starke China nahm – als (in-) direktes Nachbarland Afghanistans – 2022 nur einige hundert Flüchtlinge auf.¹⁸ In Pakistan lebten 2022 über 1,35 Millionen offiziell registrierte Flüchtlinge¹⁹ sowie weitere 1,73 Millionen illegale Einwanderer aus Afghanistan.²⁰ Der (ehemalige) pakistanische Innenminister Sarfraz Bugti²¹ betrachtet diese Einwanderer jedoch als potenzielle Terroristen und verkündete im Herbst 2023, dass alle Illegalen bis Ende des Jahres deportiert werden sollten.²² Zudem führen weder die registrierten Flüchtlinge noch die illegalen Einwanderer ein auch nur halbwegs menschenwürdiges Leben in Pakistan, geschützt vor Übergriffen, Ausbeutung und Diskriminierung,²³ weshalb 375.000 Menschen bereits Ende 2023 zurück nach Afghanistan flüchteten, um sich vor den angedrohten Maßnahmen in Sicherheit zu bringen. Darunter befanden sich zahlreiche Menschen afghanischer Herkunft, die in Pakistan geboren waren und nie in Afghanistan gelebt hatten.²⁴ Dabei kann ersichtlich werden, dass manche Staaten des »Globalen Südens« eine Migrationspolitik *praktizieren*, die weit über das hinausgeht, was Aktivisten der ›Identitären Bewegung‹ hierzulande als »Remigration« *diskutieren* – ohne dass derartige Diskrepanzen in adäquater Weise in unseren Debatten

18 Die Vereinten Nationen geben die Zahl von 340 Flüchtlingen an, allerdings werden darin auch Menschen aus Syrien, Somalia und dem Jemen mitgezählt: www.unhcr.org/countries/china

19 Nach den Angaben des UNHCR für 2022: <https://data2.unhcr.org/en/country/pak> – Vgl. die Angaben der Weltbank, die für 2022 auf eine Zahl von 1.743.785 Flüchtlinge kam: <https://data.worldbank.org/indicator/SM.POP.REFG>

20 Dabei handelt es sich mehrheitlich um Paschtunen, in wesentlich geringerem Maße um Tadschiken, Usbeken, Hazara, Turkmenen und Belutschen.

21 Aktuell fungiert Bugti als Ministerpräsident der Provinz Belutschistan. (Stand: Juli 2024.)

22 www.aljazeera.com/amp/news/2023/10/3/pakistan-wants-undocumented-migrants-to-leave-by-november-1-or-get-deported

23 Vgl. eine Auswahl aktueller Berichte aus ›The New Arab‹: www.newarab.com/features/vulnerable-and-displaced-afghan-women-refugees-pakistan; dem ›Middle East Institute‹: www.mei.edu/publications/afghan-refugees-victims-pakistan-and-afghanistans-clashing-security-interests; oder der ›Deutschen Welle‹: <https://akademie.dw.com/en/bringing-afghan-refugee-stories-of-resilience-to-a-pakistani-public/a-61238840>

reflektiert werden.²⁵ Dagegen leben im Iran 750.000 afghanische Flüchtlinge, von insgesamt 4,5 Millionen Einwanderern aus dem östlichen Nachbarland. Dort verharren die meisten in prekären Verhältnissen, werden aber – nach Aussage des UNHCR – weniger stark diskriminiert.²⁶ Staaten mit postkolonialen Bezügen zu Afghanistan engagieren sich dagegen deutlich weniger. Die USA haben knapp über 34.000 Flüchtlinge und deren Familienangehörige (befristet) aufgenommen (von 840.000, die sich um eine Einreise bemüht hatten).²⁷ Nach dem ›Afghan Citizens Resettlement Scheme‹ ließ das Vereinigte Königreich bis Ende Juni 2023 etwa 10.000 Flüchtlinge einreisen sowie einige hundert nach anderen Kriterien.²⁸ Aus Russland liegen keine verlässlichen Statistiken vor; die Zahl der Flüchtlinge dürfte sich dort nach Schätzungen im dreistelligen Bereich bewegen.²⁹

In umgekehrter Weise sollte eine Kritik unregelmäßiger Einwanderung nicht sofort als »rechtsextrem« gebrandmarkt werden. Selbstverständlich befindet sich die deutsche Gesellschaft in einem Transformationsprozess. In einer funktionierenden Demokratie kann dieser Prozess jedoch von der wahlberechtigten Bevölkerung verändert, verbessert oder auch abgelehnt werden. Sein Ausgang bleibt ungewiss.

Anstatt zu polarisieren, könnten Waldorfschulen hier eine wichtige Rolle als differenzierende Vermittler einnehmen. Gar nicht wenige der hier aufgewachsenen Menschen empfinden ein Gefühl der kulturellen und sozialen Verdrängung, bei der Wohnungssuche, in den Schlangen der Tafeln, in den Notaufnahmen der Krankenhäuser. Manche Bürgerinnen und Bürger fühlen

Differenzierende Vermittler

24 Vgl. den Bericht von ›Human Rights Watch‹: www.hrw.org/news/2023/11/28/pakistan-widespread-abuses-force-afghans-leave

25 Man mag dem wirtschaftlich und politisch prekären Pakistan aber wenigstens zugute halten, dass (mit großzügiger Unterstützung der UN) dort überhaupt Flüchtlinge aufgenommen worden sind.

26 www.unhcr.org/ir/refugees-in-iran/

27 <https://apnews.com/article/afghanistan-war-state-department-immigrants-evacuation-f4f54e3a98c-cdc071108f0a3262fda74>

28 <https://commonslibrary.parliament.uk/research-briefings/cbp-9307/>

29 www.rbth.com/lifestyle/334258-how-does-russia-help-afghans – ›Russia Beyond‹ zitiert dazu die Zeitung Kommersant, die sich wiederum auf das russische Innenministerium bezieht. Demnach soll die zuletzt 2020 erhobene, genaue Zahl bei 514 liegen. Außerdem halten sich knapp 10.000 afghanische Flüchtlinge unter materiell äußerst kargen Bedingungen im Nachbarland Tadschikistan auf: www.france24.com/en/live-news/20231004-afghan-refugees-play-the-waiting-game-in-tajikistan – Im ebenfalls angrenzenden Usbekistan dürfte es sich, nach Schätzungen, um eine ähnliche Zahl von Flüchtlingen handeln.

sich in den Innenstädten und den öffentlichen Verkehrsmitteln latent bedroht, stärker noch als früher, selbst wenn diese Gefühle (glücklicherweise) meistens nicht auf handfesten Erfahrungen basieren. Zudem berührt die Sorge um die Tragfähigkeit des Sozialsystems unzählige Menschen existenziell – außer man schwebt in der eigenen Blase und kultiviert seinen »wealth bias«³⁰. Wer solche Nöte aus einer privilegierten Position heraus mit politisch korrekter Haltung abkanzelt (»Klare Kante gegen rechts«), bestätigt sich zwar selbst. Die verbale Ausgrenzung von verunsicherten Menschen wird aber kaum zur Übernahme der eigenen, kategorischen Argumente führen, wie es auch die jüngsten Wahlergebnisse in Deutschland und Frankreich zeigen.³¹ (Doch erfreulicherweise gehört das Beharren auf starren Meinungen nicht zum Repertoire der Waldorfpädagogik.) Umgekehrt sollte klargestellt werden, dass Einwanderung normalerweise Regeln unterliegt und unsere Volkswirtschaft ohne Zuwanderer kaum funktionieren kann. Dabei benötigt sie nicht nur hoch spezialisierte Akademiker; besonders im Dienstleistungssektor, aber auch in Produktion und Landwirtschaft – ist sie existenziell auf neue Arbeitskräfte angewiesen.

Die Breite und Vielschichtigkeit der Diskurse – einschließlich Osteuropa und Fernost – dürfen sich selbstverständlich im Geschichtsunterricht spiegeln – nachdem solide Grundlagen der europäischen Geschichte gelegt wurden. Vielleicht in einer Weise, die Eve Rosenhaft und Jie Hyun Lim als »mnemonic solidarity« definieren, eine Solidarität des Erinnerns unter allen von Verfolgung und Auslöschung betroffenen Gruppen.³² Dies entspricht der weltweit engagierten Waldorfpädagogik vermutlich mehr als eine schlichte Nord-Süd-Dichotomie, die ignoriert, dass Reichtum auch im »Globalen Süden« angehäuft wird, Armut ebenso im Norden grassiert und manche Kinder der Subalternen dort inzwischen professionell die Schalthebel der Macht bedienen. Auch andere, dunkle Seiten des Postkolonialismus müssen im 21. Jahrhundert klar benannt werden, wie etwa die Verbindungen von Befreiungsbewegungen und Nationalsozialismus. Rassismus, Ultrationalismus, Antisemitismus, Homophobie und Frauenfeindlichkeit sind – vorsichtig formuliert – keine Eigenschaften, die man nur im »Globalen Norden« antrifft. Es sind menschliche Eigenschaften, die leider weltweit wuchern. Warum sollten diese Menschheitsplagen nicht überall angesprochen und bekämpft werden? Eine Schule hat schließlich keine politischen Strategien umzusetzen, sondern ist dem

Vermitteln von Wahrheit verpflichtet – ungeachtet der Laborthesen postmoderner Philosophen. Und dennoch: Die positiven und verbindenden Geschichten sollten im Geschichtsunterricht überwiegen. Das Überwinden von Kriegsfolgen und Katastrophen, Selbstlosigkeit und Opfermut, ebenso wie weitsichtiger, empathischer Widerstand außerhalb des trügerischen Konsenses der Mehrheitsgesellschaften. Hier können verbindende Erzählungen aufgenommen und weiterentwickelt werden. An europäischen Waldorfschulen sollten – unabhängig von der Zusammensetzung der Schülerschaft – die europäischen Geschichten und Kulturen den Schwerpunkt bilden, selbstverständlich mit einem kritischen Blick auf die Kolonialgeschichte.³³

Die (schwindende) kollektive Erinnerung an die Katastrophen des 20. Jahrhunderts bildet (noch) ein sicheres Fundament für unsere gemeinsamen Werte, auch für unsere Urteilsfähigkeit in der unübersichtlichen Gegenwart. Sie sollte zusätzlich gestärkt werden, unter anderem durch eine identifizierende Bezugnahme auf Lokal- und Regionalgeschichte, auf Biografien, Orte, Gedenkstätten, die etwa eine geografisch basierte Identifikation bieten. Dazu kann methodisch auch auf aktuelle, inklusive Entwürfe progressiver Bewegungen rekurriert werden, wie etwa David Choquehuancas ›Geopolítica del Vivir Bien‹.³⁴ Nachdem ein chronologisches Wissensfundament gelegt ist, könnte auch mit übergeordneten Themen im historischen Epochenvergleich gearbeitet werden, etwa zu »Überwachung«, »Armut«, »Kommunikation«, »Ausgrenzung«, »Normen« oder »Spiritualität«. Westlich-postkoloniale Themen müssten wenigstens einen Be-

Sensibilität ohne Ausgrenzung

30 Hier abgeleitet vom »racial bias«, als Begriff auch entlehnt aus den Wirtschaftswissenschaften: Gemeint ist die Unfähigkeit, sich aufgrund seines Wohlstandes, eventuell auch seiner Bildung und der damit verbundenen Lebensweise nicht in die Nöte anderer, weniger privilegierter Menschen hineinversetzen können.

31 Ich beziehe mich hier auf die aktuellen Resultate der Europawahlen, der Kommunalwahlen und der Wahlen zur Nationalversammlung in Frankreich (alle 2024).

32 Jie-Hyun Lim & Eve Rosenhaft: ›Mnemonic Solidarity. Global Interventions, Entangled Memories in the Global South‹, London 2021.

33 Selbst wenn Vergleiche nicht immer hilfreich sind: Man kann den versuchten Völkermord an den Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika (1904-1908) durchaus neben die ethnischen Deportationen in der stalinistischen Sowjetunion und die Vertreibungen und ethnischen Säuberungen in Osteuropa nach 1945 stellen.

34 David Choquehuanca Céspedes: ›Geopolítica del Vivir Bien‹, La Paz 2022. Das vom Vizepräsidenten Boliviens verfasste Werk vertritt eine bolivarianistische, ganzheitliche und spirituelle Vermittlung von Geschichte und Politik. Die ›Geopolítica‹ (wörtlich übersetzt: Gää-Politik) kann auf der Seite des Vizepräsidenten als PDF in voller Länge abgerufen werden.

zug zur jeweiligen Lokalgeschichte, auch zur Zusammensetzung der Schülerschaft und vor allem zu individuellen Interessen aufweisen. Gleichzeitig sollte ein Geschichtsunterricht dem veränderten Selbstverständnis historischer Zugehörigkeit Rechnung tragen. Jungen Menschen unterschiedlichster Herkunft kann man den Holocaust nicht mehr mit der gleichen moralischen Wucht vergangener Jahrzehnte vermitteln, als in den zumeist deutschen Familien noch Täter und Verfolgte lebten. Aber genau deshalb bleibt es besonders wichtig, aus dem Geschichtsunterricht heraus darzulegen, warum Antisemitismus, wie er sich seit dem 7. Oktober 2023 noch stärker zeigt, keinen Platz in Deutschland hat – selbst wenn er im Ethno-Mäntelchen des Postkolonialismus durch die Debatten streift.³⁵ Dies schließt nicht aus, die Menschenrechtsverletzungen von Tsahal und Hamas im Gaza-Krieg gleichermaßen zu benennen.

Anders betrachtet: Selbstverständlich darf für die bedrängte, gemordete Bevölkerung von Gaza demonstriert werden. Aber könnten – vielleicht zu kühn gedacht – die gleichen Menschen sich nicht ebenso an einer Mahnwache für die Geiseln der Hamas beteiligen? Warum sollten sich türkischstämmige Schülerinnen und Schüler nicht mit der Aghet, dem Genozid an den Armeniern, oder der Unterdrückung der Kurden auseinandersetzen? Und wäre es schlecht, wenn man nicht nur der Opfer rassistischer Übergriffe durch Rechtsextreme gedachte, sondern gleichermaßen die Leidtragenden eines religiösen Fanatismus und einer – auch kulturell – deformierten Männlichkeit würdigte? Sollte man nicht die Namen der Betroffenen *aller* Seiten nennen, ohne Unterschiede, ohne Relativierungen und ohne gleich in pauschale Schuldzuweisungen gegen »Deutsche« oder

35 Damit beziehe ich mich nicht unbedingt auf eine Philosophin wie Judith Butler, die differenziert argumentiert, selbst wenn dies in den Leitmedien anders dargestellt wird. Gemeint sind vielmehr postkoloniale Aktivist*innen, die ihre Argumente mit einem neokolonialen Habitus selbst ad absurdum führen, wie bei der Störung einer Performance-Lesung der kubanischen Künstlerin Tania Bruguera (im Hamburger Bahnhof vom 7. bis 11. Februar 2024). Dort sollte in einer großen Halle über 100 Stunden aus den Werken Hannah Arendts gelesen werden, bis etwa 20 propalästinensische Aktivist*innen die Aufführung unterbrachen, mit laut auf Englisch geschrien, extremistischen Parolen. Recherchiert man tiefer, zeigt der Fall eine Komplexität, die vielseitige Interpretationen erlaubt. Dennoch vermittelt die Kombination aus einem offensiven Benutzen der Kolonialsprache Englisch, dem Brechen landesüblicher Tabus, der Forderung nach »Lebensraum« und dem Bedrohen einer zivilgesellschaftlich engagierten Künstlerin des »Globalen Südens« eben auch einen neokolonialen Habitus. Das Problem besteht dabei nicht in der einzelnen Facette, sondern in deren Ballung. 36 Es gibt sogar eine Wikipedia-Rubrik in neun Sprachen zum »Polski hydraulik«, auch wissenschaftliche Arbeiten wurden über ihn verfasst. Vgl. Guglielmo Meardi: »The Polish Plumber in the West Midlands:

»Migranten« zu verfallen? Wäre der Geschichts- und Gemeinschaftskundeunterricht dafür nicht ein geeigneter Ort?

Trotz oder gerade aufgrund seiner historischen Verpflichtungen sollten in Deutschland weiterhin Positionen der Selbstreflexion, des Ausgleichs und der Verständigung kultiviert werden. Dazu gehört auch, dass man nicht sofort desavouiert, absagt, verbietet, umbenennt, wenn Argumente (und Menschen) nicht in die aktuellen Konzepte der politischen Korrektheit passen. Und während der (bereits sprichwörtliche) polnische Klempner draußen die Toiletten repariert³⁶, doziert die zur professoralen Eminenz ergraute Brahmanin noch immer im Saal vor ergriffen lauschenden Menschen über das Schattendasein der »Subalternen« des »Globalen Südens« und ihre Diskriminierungserfahrungen während der 1960er-Jahre.³⁷

Die historische Bedeutung der »Subaltern Studies« steht außer Frage. Sie sollte im 21. Jahrhundert dennoch an aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen überprüft werden, auch im Sinne einer »Factfulness«, einer kritischen Orientierung an Fakten und nicht an ideologisch verkrusteten Vorstellungen.³⁸ Vielleicht wird der »Globale Süden« seine koloniale Vergangenheit erst dann bewältigt haben, wenn die Orientierung nicht mehr nur nach Norden bzw. nach Westen erfolgt, sondern auch eine kritische Auseinandersetzung mit China, Indien, Russland oder expansiven Bestrebungen des Islams stattfindet; wenn die geistigen Mauern gefallen sind, die errichtet wurden aus der Lebensraumpolitik eines Friedrich Ratzel und eines Johan Rudolf Kjellén, der Geopolitik eines Halford Mackinder und eines Samuel Huntington.³⁹ Das Bewahren regionaler Erinnerung an eu-

Geistige Bestände bewahren

Theoretical and Empirical Issues«, in: »Review of Sociology« 13/2007.2.3 – www.researchgate.net/publication/228661862_The_Polish_Plumber_in_the_West_Midlands_Theoretical_and_Empirical_Issues.

37 Im Internet sind zahlreiche Videos von Vorträgen Gayatri Spivaks zu finden. Exemplarisch sei hier auf ihren Vortrag »Affirmative Sabotage« im »European Roma Institute for Arts and Culture« am 26. Februar 2018 in Berlin hingewiesen: www.youtube.com/watch?v=M7GIWRDx94s – Mein Beispiel ist hier metaphorisch zu verstehen, weil mir nicht bekannt ist, welche Menschen im »European Roma Institute for Arts and Culture« in Berlin-Mitte zu diesem Zeitpunkt in der Haustechnik beschäftigt waren.

38 Nach Hans Rosling, Anna Rosling Rönnlund & Ola Rosling: »Factfulness. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist«, Berlin 2019.

39 Es ist bezeichnend, dass so unterschiedliche geopolitische Denker wie Alexander Dugin (Russländische Föderation), Daryush Shayegan (Islamische Republik Iran) oder Yaqing Qin (VR China) durchweg (und ausführlich) auf Samuel Huntington und den Westen Bezug genommen haben; eine ähnlich intensive Auseinandersetzung mit anderen Kulturkreisen aber nicht Erwägung zogen.

DR. MATTHIAS FECHNER, geb. 1966, ist Koordinator des Bachelor-Studiengangs ›Interkulturelle Kommunikation und Management‹ an der Universität Trier. Er hat in Stuttgart und Manchester studiert, in Sheffield promoviert und war 16 Jahre Oberstufenlehrer, u.a. für Geschichte, an den Freien Waldorfschulen Böblingen/Sindelfingen und Heidelberg sowie an der Odenwaldschule. Er ist aktiv bei ›7 Argumente‹, in der GEW, sowie bei ›Bündnis 90/Die Grünen‹.

ropäischen Waldorfschulen muss daher nicht im Widerspruch zu postkolonialer Geschichtsschreibung stehen.

Das *einseitige Säubern* von Lehrplänen zeugt von dem Wunsch, neue Erkenntnisse aufzunehmen, sich anzupassen, um die Waldorfpädagogik unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen zu bewahren. Aber wir sollten uns bewusst sein, dass diesen durchaus subjektiven Reformbestrebungen (wie immer) etwas Temporäres innewohnt, das einer sich wandelnden Welt nicht dauerhaft standhält und übermorgen wahrscheinlich schon wieder anders gesehen wird. Leicht scheint es, sich des eigenen kulturellen Bestandes zu entledigen, wenn das Bewusstsein dafür ohnehin im Schwinden begriffen ist. Aber es ist viel schwerer, sich daran später zu erinnern, anzuknüpfen an die verlorenen Bande unserer Geschichte, die uns binden und damit auch verbinden. So wie es nicht schwerfällt, eine Bibliothek zu entrümpeln, ohne zu bedenken, dass auch ungelesene Bücher eine Wirkung entfalten können (und die Wiederbeschaffung des Bestandes später fast unmöglich ist). Gerade die Waldorfpädagogik bietet in ihren Lehrplänen und vor allem in ihrer Praxis eine enorme Fülle an kulturellem Bestand, an Entwicklungsmöglichkeiten und Erkenntnis, die es jungen Menschen ermöglicht, sich dazu in ein ganz individuelles Verhältnis zu setzen. Ihre geistigen Bestände sollten deshalb in Europa nicht dogmatisch dezimiert, sondern kreativ ergänzt werden.

Angelika Wiehl

Archipelische Begegnungen

Über die Philosophie von Édouard Glissant und das künstlerische Werk von Régis Granville

Die Überwindung eurozentrischer kolonialer Denkweisen und Machtstrukturen dauert an. Dabei handelt es sich nicht allein um eine politische Angelegenheit, sondern um die menschheitliche Aufgabe, das zukünftige Zusammenleben auf der Erde neu zu gestalten. Modellartig leuchtet die kreolische Kultur auf, die aus dem Zusammenkommen verschiedener Ethnien, Sprachen und Lebensarten in der Karibik entstanden ist und die sich sehr wahrscheinlich weltweit ereignen wird. Die Kreolisierung offenbart sich, indem über das Vergangene und Tradierte hinaus nach zukünftigen Lebensgestaltungen gesucht wird. Die Philosophie von Édouard Glissant und das künstlerische Werk von Régis Granville rufen facettenreich Ideen für eine postkoloniale und zukunftsbewusste Lebensweise wach. Der folgende Essay basiert auf einer Spurensuche auf der Antilleninsel Martinique.¹

Am Karfreitag 2024 befinden wir uns mit dem Künstler Régis Granville, der Kulturverantwortlichen und dem Bürgermeister der martinikanischen Stadt St. Pierre in der renovierten Kathedrale Notre Dame de l'Assomption. Wir sind eingeladen, bei der Installation des Kunstwerks ›Les larmes de la Croix‹ (Abb.1) mitzuhelfen, das der Künstler der Kathedrale anlässlich ihrer bevorstehenden Inauguration geschenkt hat. Das Werk besteht aus einem achtschichtigen, blau eingefärbten Glaskörper, der mit einer Eisenplatte hinterlegt ist. Durch die in diese Platte geschnittene Kreuzesform fällt Licht, das die im Glas eingeschlossenen Luftblasen wie herunterperlende Tränen sichtbar macht. Je nach Tageslicht leuchtet dieses subtile Kunstwerk von innen in einem kräftigen Blau und stimmt die eintretenden Besucher andächtig. Durch die glückliche Begegnung mit Régis Granville wurden wir am Dienstag nach Ostern Zeugen eines Jahrhundertereignisses, als die in neuem Glanz erstrahlende Kathedrale von St. Pierre einschließlich des Glaskunstwerks im

¹ Zum Thema des vorliegenden Beitrags vgl. die Ausstellungsbesprechungen von Angelika Wiehl: ›Transnationale und multiperspektivische Feminismen‹, in: DIE DREI 6/2022, und dies.: ›Für eine neue Art des Denkens‹, in: DIE DREI 6/2023.

Rahmen eines Hochamtes an David Macaire, den Erzbischof von Martinique, übergeben wurde.

Ein Vulkanausbruch löscht alles aus

Am 8. Mai jährt sich der gigantische Vulkanausbruch der Montagne Pelée auf Martinique, der 1902 die damalige Hauptstadt St. Pierre zerstörte und 28.000 Einwohner in den Tod riss. In Folge wurde weltweit die Überwachung aktiver Vulkane eingeleitet. Ein Teil der Kathedraalfassade, eine Glocke und der Hauptaltar überstanden das sich durch die zweite Eruption ausbreitende Feuer. Bis in die Gegenwart sind in St. Pierre nicht nur die Spuren sichtbar, sondern auch die Erinnerungen an diese Katastrophe lebendig; vollständig verloren gingen die Dokumente über die Einwohner und ihre Herkunft.

Die Insel Martinique wurde um 5000 v. Chr. von aus Südamerika übersetzenden amerindischen Fischer-, Jäger- und Sammlerfamilien besiedelt. Die in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten eingewanderten Arawaks brachten Landbau und

Keramikproduktion mit und hinterließen auf Petroglyphen Zeichen ihrer Religiosität. Sie unternahm Bootstouren zu den umliegenden Inseln und wurden vermutlich 1502 bei der Ankunft von Christoph Kolumbus statt als »Kalina« oder »Cariba« als »Caniba«, also Kannibalen, bezeichnet. Nachdem im 17. Jahrhundert die Europäer auf der Insel landeten, setzten die schrecklichen Maßnahmen der Kolonialisierung, der bis heute verbreitete Plantagenanbau von Zuckerrohr und Bananen sowie die Verschleppung westafrikanischer Menschen als Sklaven für die Plantagenarbeit ein. Die Weißen bestimmten als herrschende Klasse bis ins 20. Jahrhundert die Geschicke der Insel. 1848 wurde auf Initiative des Abgeordneten Victor Schœlcher hin die Sklaverei formell abgeschafft, gleichzeitig das französische Bildungswesen verpflichtend für alle eingeführt ohne Rücksicht auf die martinikanische Kultur.² Noch bis in die 1970er-Jahre existierten in der Plantagenwirtschaft entwürdigende Arbeitsverhältnisse, bis sich die in Paris



Foto: Roger Gailly

Abb. 1 – Régis Granville:
Les Larmes de la croix, 2011

aktive martinikanische Studentenbewegung mit den Plantagenarbeitern zusammentat und es zu Streiks und Aufständen kam.³ In einer persönlichen Begegnung mit Julien Valère Loza,⁴ einem emeritierten Literaturprofessor, wurde uns deutlich, dass die Aufarbeitung dieser Vorgänge noch andauert und die Frage nach der martinikanischen Identität keineswegs gelöst ist.

Martinique gilt als Perle der Kleinen Antillen und ist in jeder Hinsicht ein Ort für Zukunftsaufgaben. Dort heißen uns freundliche und offenerzige Menschen verschiedener Hautfarben und Herkünfte herzlich willkommen, und die satte tropische Pflanzenwelt, die bergig profilierte Landschaft und die blautürkisfarbenen Meeresbuchten eröffnen uns eine Vielfalt, die in der kreolischen Sprache und Kultur einen besonderen Ausdruck findet. Das Leben dort ist geprägt von Erinnerungen an die amerindischen Vorfahren, das Schicksal der aus Westafrika eingeschleppten Sklaven, die wiederholten Proteste gegen die miserablen Arbeitsbedingungen auf den Bananen- und Zuckerrohrplantagen und vom Erstarken eines sozialen Bewusstseins bis heute, aber auch durch die seit 30 Jahren andauernde Rezession. In der Covid-Zeit büßte die Insel viele Touristen ein und konnte sich seither wirtschaftlich, obwohl als Übersee-Département zu Frankreich gehörend, nicht wieder erholen.

Neben bedeutenden politischen Persönlichkeiten wie Victor Schœlcher (1804–1893) und Aimé Césaire (1913–2008) eröffnen uns der Autor und Mediziner Frantz Fanon (1925–1961) und der Philosoph Édouard Glissant (1928–2011) eine archipelische Sicht auf das gemeinsame Menschliche. Fanons viel diskutiertes Buch ›Die Verdammten der Erde‹ thematisiert das Dilemma des Kolonisierten, der, »um sein Heil zu finden, um der Herrschaft der weißen Kultur zu entgehen, [...] sich gezwungen [sieht], zu unbekanntem Wurzeln zurückzukehren und, komme was wolle, in einem barbarischen Volk aufzugehen«⁵, oder der sich auf die westliche Kultur stürzt und versucht, sie sich zu eigen zu machen. Hingegen ist es Glissant, einem »der wichtigsten zeitgenössischen Autoren der lateinamerikanischen Literatur

Das verbindende Menschliche

2 Julien Valère Loza: ›Les étudiants martiniquais en France. Histoire de leur organisation et de leurs luttes. Tome 1: Des origines à l' affaire de l'OJAM‹, Privatdruck 2003, S. 147.

3 Vgl. Marie-Hélène Léotin: ›La grève de janvier-fevrier 1974‹, Fort-de-France/Martinique 2024.

4 Siehe Anm. 1.

5 Frantz Fanon: ›Die Verdammten der Erde‹, Frankfurt a.M. 2024, S. 184f.

französischer Sprache«⁶ und in politischem Zusammenhang auch missverstandenen Philosophen,⁷ zu verdanken, dass die von Aimé Césaire formulierte Idee der »Négritude« – eine weiße Art, schwarz zu sein – als das »Antillische«, »Archipelische« oder »Kreolische« weitergedacht wird.⁸ Von der Kreolität, die in der berühmten, u.a. ihm gewidmeten »Éloge de la créolité«⁹ als »erzwungener Kulturkontakt« beschrieben ist, grenzt sich Glissant vorausschauend ab. Er versteht unter »Créolisation« einen Prozess, der sich im Prinzip auf der ganzen Welt ereignen kann, wenn durch das Aufeinandertreffen von Menschen unterschiedlicher Herkünfte und Kulturen etwas Unvorhersehbares und für die Beteiligten Neues entsteht, also nicht das Mitgebrachte fortgesetzt wird oder die jeweilige Kultur die andere dominiert. »Die *Créolisation* zielt darauf ab, die Karibik und das Kreolische nicht mehr als isolierte insuläre Phänomene zu betrachten, vielmehr soll der Ort der Kreolisierung die gesamte Welt sein, der *Tout-Monde*«¹⁰. Unter »*Tout-Monde*« oder »All-Welt« versteht Glissant einen »Zustand, in dem alles möglich und denkbar ist, nur müssen wir verstehen, daß wir uns mittendrin befinden und vieles von dem Wundervollen verändern müssen, das der Okzident uns gebracht hat.«¹¹ Daher sind kreolische »Erscheinungen« wichtig, »weil sie uns die geistige Dimension der menschlichen Gemeinschaft unter einem neuen Blickwinkel zeigen«¹².

Denken der Spur

Seine Denkweise charakterisiert Glissant als »Denken der Spur«, das »man im aktuellen Zustand der Welt dem hergebrachten Denken« und insbesondere den Denksystemen entgegensetzen müsse.¹³ Es bildet die Grundlage seiner Philosophie der Relation, die in der menschlichen Beziehung den Keim für das Neue und unerwartete Zukünftige sieht. Das Einlassen auf diesen offenen Zustand verlangt – auch im Sinne Rudolf Steiners – ein »lebendiges Denken«¹⁴, das sich seiner intuitiven Schöpfungskraft bewusst ist, und ein den persönlichen und den kollektiven Horizont überschreitendes Bewusstsein, »das intuitiver, anfälliger, bedrohter ist, dafür aber eingestimmt auf die Chaos-Welt und ihre Unvorhersehbarkeit«¹⁵. Diese Fähigkeit versetzt uns in die Lage zu hoffen, denn »Hoffnung bedeutet, das Unmögliche zu durchqueren, weil sie einer grenzenlosen Entsagung und der größten Entäußerung entspringt. Darum drängt sie [...] in eine Seinsweise, ein In-der-Welt-Sein, das nichts mit Herrschaft zu tun hat«¹⁶ und uns folglich vor neue Aufgaben und Herausforderungen auf der Erde stellt.

In der Philosophie Glissants, aber auch zunehmend in zeitgenössischen, die Lage kritisch und perspektivisch in Augenschein nehmenden Positionen wird deutlich, dass die Welt nach Veränderungen ruft, die nicht nur durch direktive oder organisierte Maßnahmen zu erreichen sind, sondern die vielmehr einer neuen Art der Beteiligung jedes einzelnen Menschen und seiner Zukunftsfähigkeiten bedürfen. Alleine darüber in Austausch zu treten und soziale Projekte zu initiieren, erhebt das Bewusstsein aus der sich in Krisen- und Angstdiskussionen verfangenden sozialen und politischen Stimmung. Augenscheinlich ist, dass Menschen nach Mitteln und Wegen für ein zukünftiges Leben auf der Erde suchen, und dass die Kreolisierung nur eine Möglichkeit ist, das Vergangene zu überwinden.

Im Sinne der ursprünglich für die wirtschaftliche Betriebsführung von Claus Otto Scharmer entwickelten »Theorie U«¹⁷ geht es im Wesentlichen darum, die Vergangenheit loszulassen, den Wende- oder Nullpunkt auszuhalten und das Unerwartete oder Unmögliche »zu durchqueren«. Denn dem Risiko des Unbekannten und Unvorhersehbaren sind wir längst ausgesetzt,¹⁸ wir befinden uns in Zeiten der Klimakrise und der Kriegslagen sogar mittendrin. Daher gilt es, die Transformation nicht nur abzuwarten oder anzunehmen, sondern sich persönlich aktiv an transformativen Prozessen zu beteiligen, indem wir – wie

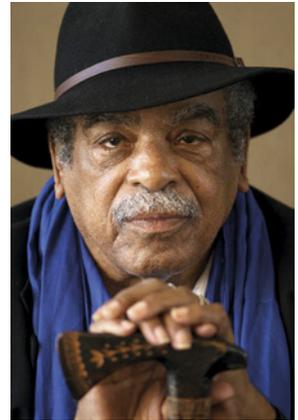


Foto: Ulf Andersen/Getty Images

Édouard Glissant

6 Natascha Ueckmann: ›Ästhetik des Chaos in der Karibik. ›Créolisation‹ und ›Neobarroco‹ in franko- und hispanophonen Literaturen‹, Bielefeld 2014, S. 357 – doi.org/10.1515/transcript.9783839425084

7 Vgl. Annette Hug: ›Édouard Glissant: Denker der All-Welt‹, in: ›WOZ – Die Wochenzeitung‹ Nr. 39 vom 29. September 2022 – www.woz.ch/2239/edouard-glissant/edouard-glissant-denker-der-all-welt!/KVRJGCGZJ6XT (Abruf am 23. Juni 2024)

8 Édouard Glissant: ›Kultur und Identität. Ansätze zu einer Poetik der Vielheit‹, Heidelberg 2005, S. 11.

9 Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau & Raphael Confiant: ›Éloge de la créolité‹, Paris 1989.

10 Bastienne Schulz: ›Créolité goes global? Zur Transgresssion des Créolité-Konzeptes‹, in Gesine Müller & Natascha Ueckmann (Hrsg.): ›Kreolisierung revisited. Debatten um ein weltweites Kulturkonzept‹, Bielefeld 2013, S. 149-162, hier S. 154.

11 Édouard Glissant: ›Kultur und Identität‹, S. 73.

12 A.a.O., S. 13.

13 Ebd.

14 Vgl. Angelika Wiehl: ›Lebendige Begriffe und ganzheitliches Denken – ein ›Fähigkeitenpotenzial‹‹, in dies. & Frank Steinwachs (Hrsg.): ›Studienbuch Waldorf-Jugendpädagogik‹ Bad Heilbrunn 2022, S. 29-42.

15 Édouard Glissant: ›Kultur und Identität‹, S. 76.

16 Corine Pelluchon: ›Die Durchquerung des Unmöglichen. Hoffnung in Zeiten der Klimakatastrophe‹, München 2023, S. 57.

17 Claus Otto Scharmer: ›Essentials der Theorie U. Grundprinzipien und Anwendung‹, Heidelberg ²2022.

18 Vgl. Julian Nida-Rümelin & Nathalie Weidenfeld: ›Die Realität des Risikos. Über den vernünftigen Umgang mit Gefahren‹, München 2023.



Foto: Roger Gally

Abb. 2 – Régis Granville: *Cause et effet de la montagne Pelée (L'éruption de 1902)*, 2022/23

Hildegard Kurt in Anschluss an Joseph Beuys hervorhebt – aus unserem »inneren Atelier«¹⁹ neue Einsichten und Perspektiven für das Denken, Fühlen und Handeln schöpfen. Transformationen gründen im Kreativen, daher kommt der Kunst eine höchst wichtige Aufgabe als transformative Quelle zu. Denn was bereits untergründig, vereinzelt oder individuell, in einigen Philosophien, künstlerischen Werken und in der kreolischen Denkart entdeckt werden kann, bahnt sich weltweit an. So initiierte Glissant 2004 unter der Schirmherrschaft der UNESCO eine Weltumseglung zu den »Völkern des Wassers«, an der Literaten und Journalisten teilnahmen, um über die antillischen Erfahrungen hinaus den Horizont für die »relationale Dimension des transozeanischen Raumes zu weiten«²⁰.

Keinesfalls darf angenommen werden, dass diese idealistischen und zukunftsweisenden Gesichtspunkte zum Allgemeingut gehören, aber die sich ihrer kolonialen Vergangenheit bewusst werdenden Menschen machen darauf aufmerksam, dass wir unser Zusammensein auf der Erde explizit auf Begegnung und Beziehung gründen müssen,

wenn wir in Frieden die Herausforderungen auch nur ansatzweise bewältigen wollen. Glissant bezieht sich auch auf die Idee des Rhizoms,²¹ eines untergründigen, nicht hierarchischen Geflechts, aus dem vielfältige Impulse für Veränderungen hervorgehen können. Daher nennt er seine »Philosophie der Weltbeziehung [...] die unsichere Anstrengung, den anderen Ort, an dem wir die vielfältigen Leitlinien entdecken, nach denen wir unsere rhizomatischen Beziehungen herstellen können.«²²

Vielleicht ist es richtungweisend, wie Glissant aus der postkolonialen antillischen Lebens- und Denkart – gerade wegen ihrer insulären Lage – eine »Philosophie der Weltbeziehung« und eine »Poetik der Vielheit« entfalten konnte. Sie finden in den europäischen Sozial- und Geisteswissenschaften zunehmend Beachtung und stimmen auf die Veränderung eurozentrischer Sichten auf andere Kulturen ein,²³ weil es nicht mehr um nationale,

religiöse, sprach- und herkunftsbezogene Identitäten geht, sondern um das alle verbindende Menschliche. Glissant artikuliert es als einen Zukunftsentwurf für ein Zusammenleben, das von Vertrauen im Miteinander der Menschen getragen wird – wie es bereits ähnlich weitsichtig Rudolf Steiner 1922 visionierte: »So wie die Liebe die menschliche Hand, den menschlichen Arm befeuern wird, damit er aus dem Inneren heraus die Kraft zur Tat hat, so wird von außen die Atmosphäre des Vertrauens in uns strömen müssen, damit die Tat den Weg von einem Menschen hin zum anderen hin finde.«²⁴

Das »Archipelische« bedeutet daher, dass wir im gegenseitigen Vertrauen ein zukunftsweisendes Bewusstsein für das Menschliche erlangen können. Solche Begegnungen sind uns in beeindruckender Weise auf der Antilleninsel zuteil geworden, sodass sich die philosophischen Ideen Édouard Glissants mit unseren Erfahrungen verbunden haben.

Fort-de-France, die heutige Hauptstadt im Westen der Insel, hat in den letzten Jahren sichtlich an Lebensqualität verloren. Viele Häuser befinden sich in marodem Zustand, viele Läden sind geschlossen und am Wochenende sogar fast alle Restaurants. Manchmal ergießen sich aus einem Kreuzfahrtschiff Touristen in das Hafengelände, die entweder mit einem Boot zum Badestrand oder per Bus und Mietwagen zu einem Tropengarten im Landesinneren fahren, also der Stadt entfliehen. In Fort-de-France gibt es zwei für die Geschichte von Martinique aufschlussreiche Museen, die Bibliothek Schoelcher und das Kulturzentrum Atrium. Es schien rein gar nichts los zu sein, wenn uns nicht der Künstler Régis Granville freundlich in seine Ausstellung »L'enfant du pays« eingeladen hätte. Ein farbenprächtiges Schauspiel unterschiedlichster Objekte, Malereien und Fotografien mit Bezug zu Geschichte, Natur und Lebensart von

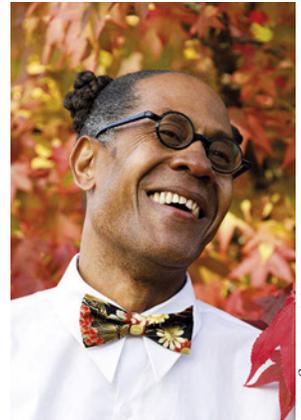


Foto: Kira Vignirach

Régis Granville

Die unerwartete Begegnung mit Régis Granville

19 Hildegard Kurt: »Die neue Muse. Versuch über die Zukunftsfähigkeit«, mit einem Vorwort von Albert Vinzens, Klein Jasedow 2017, S. 130ff.

20 Gesine Müller & Natascha Ueckmann: »Einleitung – Kreolisierung als weltweites Kulturmodell?«, in dies. (Hrsg.): op. cit., S. 27f.

21 Vgl. Gilles Deleuze & Félix Guattari: »Rhizom«, Berlin 1977.

22 Édouard Glissant: »Philosophie der Weltbeziehung. Poesie der Weite«, Heidelberg 2021, S. 125.

23 Vgl. Gesine Müller & Natascha Ueckmann (Hrsg.): »Kreolisierung revisited«; und Werner Wintersteiner: »Poetik der Verschiedenheit: Literatur, Bildung, Globalisierung«, Klagenfurt 2022.

24 Rudolf Steiner: »Geistige Wirkenskräfte im Zusammenleben von alter und junger Generation. Pädagogischer Jugendkurs« (GA 217), Dornach 1988, S. 89.



Abb. 3 – Régis Granville: *Septembre 1963, »L'Œil d'Édith«*, 2022

Martinique bot sich dar. Vieles wirkte unmittelbar anziehend durch die jeweils feinabgestimmten Kompositionen und Materialien, wenn sich auch die tiefere Bedeutung und der Bezug zu der postkolonialen martinikanischen Lebens- und Denkart erst im persönlichen Austausch erschloss.

Régis Granville widmet einige seiner Kunstwerke den Erinnerungen an einschneidende Ereignisse. Besondere Aufmerksamkeit zieht das von allen anderen Objekten sich abhebende, leuchtend farbige Gemälde der Montagne Pelée auf sich, das über einem orangen Glasobjekt hängt (Abb. 2). Die Kombination sei neu, so der Künstler im Gespräch. In dem farbenfrohen Gemälde zeigt sich der Vulkanausbruch anmutig gezähmt. Das Bild verschweigt die sich ständig ändernde Wetterlage um diesen Berg, die für Wanderer den Aufstieg ungewiss macht. Dagegen repräsentiert die unten platzierte Glasskulptur das Innere des feurig brodelnden Vulkankessels, dem sich anzunähern unmöglich ist. Solche künstlerischen Gegensätze fordern den Perspektivwechsel zwischen Innen und Außen, gewissermaßen als Vorübung für dringend anstehende Veränderungen.

Auch des im Jahr 1963 mit über 200 km/h Geschwindigkeit über die Antilleninsel hinwegfegenden Zyklons wird gedacht. Die zerstörerische Naturkraft scheint in eine als Auge anmutende Assemblage gebannt zu sein (Abb. 3). Die orange Glaslin-

se ist zweifach eingefasst, von einem Holz- und einem Metallring, dann auf einem Wellblech mit deutlichen Gebrauchsspuren befestigt, das beim Sturm von einem Dach gelöst worden sein könnte. Da wir die Fischerhütte, das sogenannte »Châteaux« des Onkels – bestehend aus all den Überresten des großväterlichen, 1963 völlig zerstörten Wohnhauses – besuchen und die überlieferten Erzählungen hören durften, ist der Bezug offensichtlich. Im Kontrast zu dem erinnerten dramatischen Ereignis lädt das Auge, genannt ›L'Œil d'Édith‹, zum meditativen Besinnen ein – ein Grundzug des künstlerischen Werks von Granville.

Grundsätzlich andere Bezüge gilt es in bei den Werken zu erkunden, die sich der Sklaverei widmen. An der sich von einem Baumsockel wie aus eigener Kraft nach oben stemmende Kette, die in offene Handschellen mündet, ist am drittletzten, oberen Kettenglied ein Querstab befestigt, auf dem ein nach kolonialer Mode gekleideter Farbiger, sein Hab und Gut in einem Beutel haltend, sitzt (Abb. 4). Die Kette – so der Künstler – repräsentiere einen der Bäume, auf den die Sklaven bei ihrer Flucht kletterten, um sich vor den Verfolgern zu verstecken. Und der im Hintergrund an der Wand angebrachte Roman ›Terre des hommes‹ von Antoine de Saint-Exupéry (dt. ›Wind, Sand und Sterne‹) erinnere daran, dass der Ich-Erzähler alias Saint-Exupéry 1929 in der Sahara einen schwarzen Sklaven, genannt Bark, freikaufte, um ihn in seine ursprüngliche, in der Imagination fortlebende marokkanische Heimat zu entlassen.²⁵ Durch diese gedankliche Verknüpfung löst das Kunstwerk ambivalente Gefühle aus, denn es ist klar, dass die Sklaven der Antillen vollständig von ihrer westafrikanischen Heimat, ihrer Sprache und Kultur abgeschnitten wurden und nicht zurückkehren konnten.

In manchen Gärten oder Parkanlagen der Insel stehen große tönernerne Krüge, die ursprünglich der Wasseraufbewahrung dienten. Das Brunnenwasser wurde, durch einen Stoff gefiltert, in etwa 120 cm hohe Krüge gefüllt und zum Schutz vor



Foto: Roger Gully

Abb. 4 – Régis Granville: *Why Bark?*, 2022/23

²⁵ Antoine de Saint-Exupéry: ›Wind, Sand und Sterne‹, in ders.: ›Romane. Dokumente‹, Düsseldorf⁸1994, S. 234ff.



Foto: Roger Gally

Abb. 5 – Régis Granville: *La jarre d'Acajou*, 2022

Bakterien mittels einer Schwefelkugel haltbar gemacht. In der schwarz gerahmten, goldgelb gemalten Fläche vereinigen sich eindrucksvoll die Silhouette des Wasserkruges mit den gelben Lehm- und Schwefelfarbtönen; wenige, die Krug-Silhouette umgebende Farblinien und -tropfen assoziieren das Wässrige (Abb. 5). Es sei eine »Hommage à Martinique«, erläutert der Künstler, der von seinen Großeltern noch den traditionell sorgsamsten Umgang mit der Ressource Wasser lernte. Ihr wird wieder Bedeutung beigemessen, indem für den Privatbedarf in staatlich subventionierten Zisternen das Regenwasser für Gärten und Toiletten gesammelt wird. Wasser ist in Martinique zwar reichlich vorhanden, aber die Insel steht auf der Liste der 50 Länder weltweit mit extrem verseuchtem Wasser, verursacht durch den Pestizideinsatz auf den von einheimischen Weißen – die *Békés* genannt werden – betriebenen Plantagen. Jede künstlerische Arbeit Granvilles hebt auch eine politische relevante Tatsache ins Bewusstsein, die zu verstehen und zu verändern in aller Verantwortung liegt.

Besonders ein Glasobjekt, »Mémoire d'Orion« (Abb. 6), berührt uns unmittelbar. Das in zarter Pfirsichblüten-Farbe, an den Rändern weiß und außen blau changierende runde Glasobjekt spielt mit dem Licht und lädt, je nach Distanz, zum Einfühlen ein. Nach Aussagen des Künstlers handelt es sich um den Planeten des »Kleinen Prinzen« von Saint-Exupéry, auf dessen Spuren der Künstler in Frankreich und Marokko nach eigenen Ausdrucksweisen gesucht hat. Wer den »Kleinen Prinzen« kennt, erinnert sich an die imaginativen Gestalten seines Planeten, z.B. Wüste, Brunnen, Schlange, Baobab-Bäume, Rose, die einer spirituellen Wegsuche entstammen²⁶ und die in Werken von Granville aufzutauchen scheinen. »Zeichne mir ein Schaf«, sagt der Kleine Prinz, der mit allen Ergebnissen unzufrieden ist, bis sein Besucher schließlich eine Kiste mit drei Öffnungen malt und sagt: »Das Schaf, das du willst, steckt da drin.«²⁷ Das Offensichtliche ist für den Künstler gerade nicht das Sinngebende, sondern das

26 Vgl. Emmanuel-Yves Moinin: »L'Ésotérisme du Petit Prince de Saint-Exupéry suivi de l'aventure initiatique«, Paris 1999.

27 Antoine de Saint-Exupéry: »Der Kleine Prinz«, mit Zeichnungen des Verfassers, Düsseldorf 1981, S. 12.



Photo: Régis Granville

Abb. 6 – Régis Granville: *Mémoire d'Orion*, 2022

persönlich zu Erschließende. Und das geht – wie mit dem Kleinen Prinzen – in Gespräch und Begegnung.

Kunstwerke haben den unendlichen Vorteil, neue, noch verborgene und zu hebende Ideen ins Bewusstsein zu rufen und ihre Verwirklichung zu impulsieren. Auch die von Édouard Glissant vorgedachte Kreolisierung, das Schöpferische und Unerwartete einer zukünftigen Lebenskultur, stimmt hoffnungsvoll – lässt aber auch in Martinique noch vielfach auf sich warten.

Mit der Museumsleiterin Odile von Le Diamant, einer Stadt an der Südküste Martiniques, begaben wir uns auf die Spuren von Édouard Glissant, der dort in seinen letzten Lebensjahren viele seiner poetischen und philosophischen Schriften verfasste, in denen er für eine zukünftige All-Welt auf der Basis menschlicher Beziehungen plädiert.²⁸ In Sichtweite ragt ein Fels in Gestalt eines Diamanten 175 Meter aus dem Meer und wechselt die Farbe je nach Wetter und Sonnenstand. An den Felsen zerschellte 1830 eines der letzten aus Afrika ankommenden Sklavenschiffe. Wiederholt fand sich Glissant zur meditativen Versenkung auf der Halbinsel ein, wo heute 15 in Beton gegossene gebeugte Figuren stehen, die an den dramatischen Untergang dieses Sklavenschiffs erinnern (Abb. 7). Die Trauerfeier für Édouard Glissant fand an diesem spirituellen Ort statt, denn

Die zukünftige All-Welt

²⁸ Vgl. Valérie Marin La Meslée: ›Le Diamant d'Édouard Glissant‹, Paris 2023.

ANGELIKA WIEHL, Dr. phil., Studium der Germanistik, Romanistik, Kunstgeschichte in Freiburg i.Br. und Braunschweig; Ausbildung zur Waldorflehrerin in Witten-Annem; Mitbegründerin der Freien Waldorfschule Wolfzburg und langjährige Klassen- und Oberstufenlehrerin mit den Fächern Deutsch und Ästhetik; seit 1992 Dozentin für Waldorfpädagogik; heute in Lehre und Forschung am Institut für Waldorfpädagogik, Inklusion und Interkulturalität der Alanus Hochschule Mannheim tätig. Zahlreiche Publikationen.



Abb. 7 – Laurent Valère (geb. 1959): *Cap 110 Mémorial*, 1998
Sklaven-Denkmal bei Le Diamant

– so vermittelt es Odile aus tiefer Überzeugung – die Seelen der Untergegangenen sind immer noch anwesend.

Die Kreolisierung begann im Sklavenschiff und setzte sich auf den Plantagen der Weißen fort.²⁹ Auch in der Gegenwart sind die menschlichen und sozialen Unterschiede auf den Antillen offensichtlich. So folgen wir Édouard Glissant auf der Spur seines poetischen und zukünftigen Denkens:

Wir sehen in der Imagination den Horizont, wir gehen voran, er entzieht sich und schwindet immer wieder, denn die einzige Art, wie wir ihn wirklich erfassen können, ist im Imaginären. Dieses lässt die Horizonte der Inseln oder Städte erstehen, und damit eine archipelische Realität. Dies geschieht außerdem (fortan) für jeden Horizont, der sich erhebt, wo immer auf der Welt er sei, oder von welcher Landschaft er ausgeht, oder in welchem Land auch immer er entsteht.³⁰

29 Vgl. Gesine Müller & Natacha Ueckmann (Hrsg.): ›Kreolisierung revisited‹, S. 12.

30 Édouard Glissant: ›Philosophie der Weltbeziehung‹, S. 125.

Dem archipelischen Bewusstsein, das die Akzeptanz des Vergangenen einschließt, scheint eine Kraft zur Verwandlung und Versöhnung sowie die Liebe zum Menschsein gegeben.

Benjamin Bembé

Biodiversität und Gesundheit

Warum wir »geistige Monokulturen« überwinden müssen

In den letzten 200 Jahren hat sich eine sehr einseitige Art des Denkens über die Natur und das soziale Leben herausgebildet. Dieses Denken hat Folgen, die zur Bedrohung für unsere Gesundheit und die gesamte Welt werden. Der folgende Artikel sucht nach Wegen, auf denen wieder eine größere Vielfalt auf verschiedenen Ebenen des Lebens möglich wird. Dabei erscheint Diversität immer mehr als eine Quelle der Gesundheit.

Überall lagen tote Fische. Sie erinnern sich? Mitte August 2022 waren die Medien überfüllt mit Bildern toter Fische aus der Oder, dem Grenzfluss zwischen Polen und Deutschland. Was war geschehen?

Erst einige Wochen später, als sich die meisten Medien nicht mehr für diese Katastrophe interessierten, konnte die Ursache geklärt werden, und diese war viel unspektakulärer als die Bilder toter Fische. In erster Linie war es gewöhnliches Kochsalz. Das stammte aus den Abwässern zahlreicher Betriebe, die es, zum Großteil illegal, in die Oder geleitet hatten (und dies wohl auch heute noch tun). Das Salz erzeugte – zusammen mit zahlreichen weiteren Ursachen wie dem relativ niedrigen Wasserstand, schiffsfreundlichen Begradigungen an Flusslauf und Uferbereich, den warmen Sommertemperaturen u.a. – leicht brackige Verhältnisse, ähnlich denen im Mündungsbereich eines Flusses. Und diese Verhältnisse, in einem durch menschengemachte Faktoren gestressten Ökosystem, ergaben ideale Lebensbedingungen für eine einzellige giftige Goldalge (*Prymnesium parvum*), die sich massenhaft vermehrte und dadurch die tödlichen Toxine freisetzte.¹

¹ Maria Krell: »Fischsterben. Die Katastrophe in der Oder war absehbar«, in: »Spektrum. Die Woche« vom 1. September 2022 – www.spektrum.de/news/fischsterben-die-lage-der-oder-ist-dramatisch/2052426

Diversität und Stress

Zwei Dinge können wir am Beispiel dieses vergifteten Flusses lernen. Zum einen ist die dargestellte Symptomatik typisch für Ökosysteme, die lange Zeit unter Stress stehen. Sie sind zunehmend geschwächt, ohne dass der außenstehende Beobachter etwas davon bemerkt. Diese Schwächungen können sie oftmals erstaunlich lange Zeit kompensieren, solange sie resilient genug sind, um sich gegen die schleppenden Veränderungen durchsetzen zu können. Die Situation bleibt so lange stabil, bis ein Kipp-Punkt erreicht ist, dann ändert sie sich schlagartig, und das System kollabiert. – Man denke neben der Oder auch an die kilometerweiten Flächen toter Fichtenwälder im Harz!

Zum Zweiten ist symptomatisch, dass es kurz vor diesem Kipp-Punkt plötzlich zum Massenaufreten eines bei geringem Vorkommen völlig harmlosen Organismus kommt. In der Oder war es die Goldalge, im Harz der Borkenkäfer. Leicht vermenschlicht gesprochen tritt damit so etwas wie eine *Monokultur* in der Natur auf, und genau dadurch wird die schon geschwächte Diversität des Ökosystems weiter reduziert und der todbringende Kipp-Punkt erreicht. Lebendige Ökosysteme zeichnen sich durch eine hohe Diversität aus. Je größer der Stress ist, dem sie ausgesetzt sind, umso mehr nimmt diese Diversität ab und umso gefährdeter ist das gesamte System.

Leider ist heute in den meisten Ökosystemen ein rasend schnell voranschreitender Diversitätsverlust zu beobachten, dessen vergleichsweise harmlose Anfänge bereits Mitte des 19. Jahrhunderts nachweisbar waren.² Besonders jedoch in den letzten 40 bis 50 Jahren hat der Artenrückgang Dimensionen angenommen, wie sie nach Meinung vieler Experten in dieser Geschwindigkeit noch nie auf der Erde vorgekommen sind. Greifen wir zwei Beispiele heraus:

Im Mai 2023 wurde in der sogenannten Montpellier-Studie von fast 50 Autoren dargestellt, dass die Vogelwelt in 28 Staaten Europas in den vergangenen vier Jahrzehnten enorme Einbußen zu verzeichnen hat.³ Grundlage hierfür war die Beobachtung von 170 Vogelarten an mehr als 20.000 Standorten über 37 Jahre hinweg (1980 bis 2016). Die Gesamtzahl der Vögel aller untersuchten Arten ist in diesem Zeitraum um gut ein Viertel zurückgegangen, der Bestand an Vogelarten des Ackerlandes sogar um gut 57%! Anders ausgedrückt ist die Vogelwelt Europas um mindestens 600 Mio. Tiere geschrumpft, was etwa einem Sechstel der gesamten europäischen Vogelpopulation entspricht.⁴ Als Hauptursache wird die zunehmende Intensi-

2 Johann Friedrich Naumann: ›Beleuchtung der Klage: Über Verminderung der Vögel in der Mitte von Deutschland‹, in: ›Rhea – Zeitschrift für die gesammte Ornithologie‹ 2. Jg. (1849), S. 131-144.

3 Stanislas Rigal, Vasilios Dakos, Hany Alonso & Vincent Devictor: ›Farmland practices are driving bird population decline across Europe‹, in: ›Proceedings of the National Academy of Sciences‹ (PNAS) Vol. 120, No. 21, S. 1-9 – <https://doi.org/10.1073/pnas.2216573120>

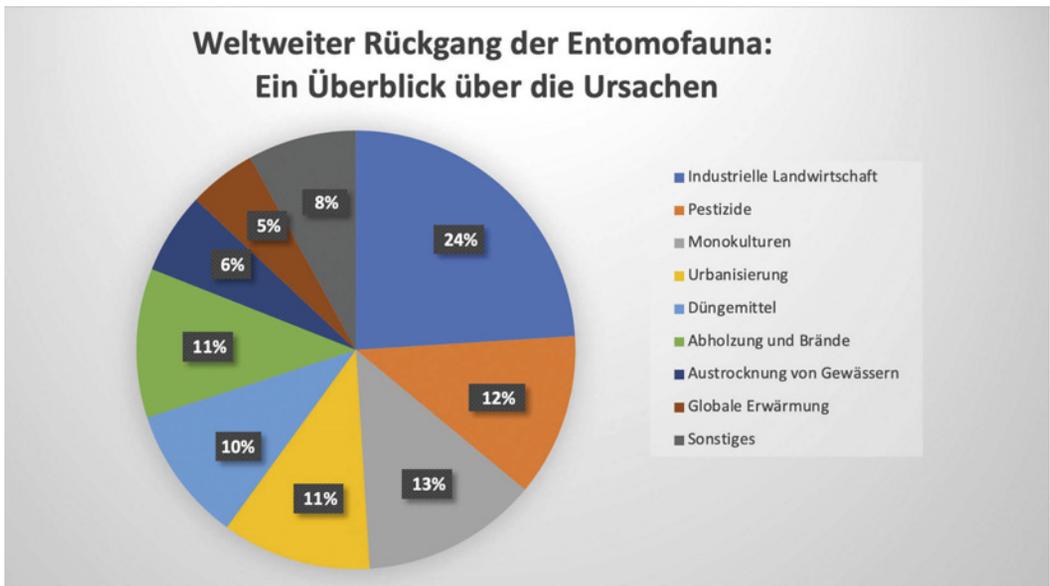
4 Vgl. Scott Weidensaul & Sebastian Vogel: ›Auf Schwingen um die Welt. Die globale Odyssee der Zugvögel‹, München 2022.

vierung der industriellen Landwirtschaft angesehen. Diese wiederum habe zu einem eklatanten Schwund der Insektenwelt und damit der Nahrungsgrundlage für zahlreiche Vogelarten geführt. Auch den Rückgang der Insekten können wir seit Oktober 2017 mit Zahlen belegen. Die sogenannte Krefeld-Studie zeigte damals auf, dass die Biomasse an Fluginsekten in 63 Naturschutzgebieten binnen 27 Jahren (1989 bis 2016) um 76 % zurückgegangen ist.⁵ Im Hochsommer sogar um 82 %!

Eine weitere Studie zeigte im Januar 2019 auf, dass diese Aussterbewelle bei weitem nicht auf Deutschland oder Europa begrenzt ist, sondern längst globale Ausmaße angenommen hat.⁶ Die beiden Autoren dieser Studie werteten die Ergebnisse von 74 Einzeluntersuchungen aus verschiedenen Ländern aus und kamen dabei zu dem Ergebnis, dass die Menge der Fluginsekten derzeit weltweit jedes Jahr um 2,5% abnimmt. Dies wird vermutlich dazu führen, dass in den nächsten Jahrzehnten etwa 40% der weltweiten *Insektenarten* (nicht der Biomasse) aussterben und damit unwiederbringlich verloren sein werden. Auch hierfür sind zahlreiche Ursachen zu nennen. Die Hauptfaktoren, die für diesen dramatischen Rückgang verantwortlich gemacht werden, zeigt die folgende, die Ergebnisse dieser Studie veranschaulichende Grafik:

5 Caspar A. Hallmann et al.: ›More than 75 percent decline over 27 years in total flying insect biomass in protected areas‹, in: ›PLOS ONE‹, 18. Oktober 2017 – <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0185809>

6 Francisco Sánchez-Bayo & Kris A.G. Wyckhuys: ›Worldwide decline of the entomofauna: A review of its drivers‹, in: ›Biological Conservation‹ Vol. 232 (2019), S. 8-27 – <https://doi.org/10.1016/j.biocon.2019.01.020>



Chemisch-industrielle Landwirtschaft und Natursterben

Wie die Natur selbst, so sind auch die Ursachen dieser katastrophalen Situation divers. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass die Natur oftmals einzelne Ursachen kompensieren kann. Beim Blick auf die umseitige Grafik fällt aber schnell ins Auge, dass gut drei Viertel der Faktoren für den Rückgang mit einer Hauptursache, der »konventionellen« Landwirtschaft, in Verbindung stehen, die man treffender als *chemisch-industrielle Landwirtschaft* bezeichnen sollte. (Im Übrigen wird auch immer wieder darauf hingewiesen, dass sie vermutlich auch die Hauptursache für den anthropogenen Klimawandel darstellt. Dies würde jedoch den hier gesteckten Rahmen sprengen.) Im Zusammenhang mit dieser heutigen Landwirtschaftsform kommt ein weiterer der oben genannten Faktoren zum Zuge, der – im Vergleich zu den übrigen – durch seine Lebensfeindlichkeit völlig aus dem Rahmen fällt, da ihn kein Ökosystem kompensieren kann. Das sind die Pestizide. Diese, im offiziellen Jargon stets verharmlosend als »Pflanzenschutzmittel« bezeichneten Substanzen, setzen sich aus Giftstoffen dreier Wirkungsgruppen zusammen: Insektengifte (Insektizide), Pflanzengifte (Herbizide) und Pilzgifte (Fungizide). Greifen wir stellvertretend auch hier zwei Beispiele heraus, die heute weltweit in unvorstellbar großen Mengen eingesetzt werden.

Bei *Neonikotinoiden* handelt es sich um hochwirksame Nervengifte, die Insekten bereits in schier unglaublich kleinen Mengen schädigen oder töten. Ein Teelöffel mit 5g *Imidacloprid*, reicht beispielsweise aus, um 1,25 Milliarden Honigbienen zu töten. Mit der Menge eines zur Hälfte gefüllten Schnapsglases lassen sich demnach so viele Bienen töten, wie derzeit Menschen auf der Welt leben: über 8 Milliarden. Dieses von Bayer hergestellte Mittel ist dabei keine Randerscheinung, sondern weltweit das meistverwendete Insektizid.⁷

Neonikotinoide werden vielfach als Beizmittel für Saatgut eingesetzt. Beispielsweise sind Maispflanzen, die aus gebeiztem Saatgut heranwachsen, derart toxisch, dass jedes Insekt, das auch Monate nach der Aussaat an der Pflanze nagt oder nur von dem Guttationswasser auf deren Blättern trinkt, dies nicht überleben wird.⁸ Manche Neonikotinoide wirken 10.000 mal toxischer auf Insekten als das seit langem verbotene Insektizid DDT und haben Halbwertszeiten von bis zu 18 Jahren,⁹ sodass sie sich in Böden oder in Organismen zunehmend akkumulieren. Da sie wasserlöslich sind, werden sie äußerst effektiv durch Bäche und Grundwasser, aber auch durch den Wind verbreitet. Auf den

7 Vgl. <https://umweltinstitut.org/landwirtschaft/>

8 Vgl. Susanne Dohrn: »Das Ende der Natur. Die Landwirtschaft und das stille Sterben vor unserer Haustür«, Berlin 2017, S. 100.

9 Vgl. Andreas H. Segerer & Eva Rosenkranz: »Das große Insektensterben: Was es bedeutet und was wir jetzt tun müssen«, München 2018, S. 108f.

Menschen wirken diese Substanzen ebenfalls als Nervengifte, die zudem das Erbgut verändern, das Hormonsystem beeinflussen und zu schwersten Fruchtbarkeitsstörungen führen können. Darum wurde der Einsatz der meisten Neonikotinoide 2018 in der EU verboten, allerdings nur im Freiland, und dieses Verbot konnte durch »Notfallzulassungen« großflächig umgangen werden. Immerhin scheint diese Hintertür derzeit durch den Europäischen Gerichtshof verschlossen zu sein.¹⁰

Als zweites Beispiel wollen wir einen kurzen Blick auf *Glyphosat* werfen. Seit 1974 von Monsanto (heute Bayer) hergestellt, tötet das Totalherbizid effektiv alle höheren Pflanzen. In Deutschland werden jährlich ca. 500 Tonnen versprüht (u.a. auf 40% der Ackerfläche), in den USA sind es 1,8 Mio. Tonnen. Weltweit ist es damit das am meisten angewendete Pestizid.¹¹ Es hat zwar »nur« eine Halbwertszeit von 3 bis 240 Tagen, allerdings sind seine Abbauprodukte (AMPA) für zahlreiche Organismen noch toxischer als die eigentliche Substanz, von welcher der Hersteller nach wie vor behauptet, dass sie für Menschen und Tiere unbedenklich sei.

Die Untersuchungen unabhängiger Wissenschaftler kommen allerdings zu völlig anderen Ergebnissen. Die Wirkung von Glyphosat besteht nämlich in der Hemmung eines Enzyms (EPSPS), das eine wichtige Rolle bei der Herstellung mehrerer Aminosäuren spielt. Im Körper von Tieren und Menschen kommt dieses Enzym nicht vor, da sie diese Aminosäuren mit der Nahrung aufnehmen. Was in der scheinheiligen Argumentation der Hersteller bewusst übergangen wird, ist die Tatsache, dass zahlreiche Bakterien das Enzym in gleicher Weise wie Pflanzen einsetzen. Damit wird das Mikrobiom und infolgedessen das Immunsystem dieser Lebewesen massiv beeinträchtigt, was direkt oder indirekt über Krankheiten zu deren Tod führen kann.¹² Dabei scheint Glyphosat bevorzugt gesundheitsrelevante Bakterien abzutöten, so beispielsweise jene, die für Insekten zum Aufbau ihres Chitinpanzers unerlässlich sind.¹³ Seit Jahren liegen zahlreiche Befunde vor, dass Glyphosat besonders auf Insekten, Fische und Amphibien stark toxisch wirkt und zudem krebserregend ist¹⁴ – aber der Industrie und den Lobbyverbänden gelingt es nach wie vor, die Realität zu verschleiern.

Daher sollte man sich darüber im Klaren sein, dass die Öffentlichkeit über die Giftigkeit so gut wie aller großflächig ausgebrachten Pestizide seit etwa 40 Jahren fortwährend belogen wird. Beispielsweise nutzen die meisten Menschen, einschließ-

10 www.agrarheute.com/pflanze/zuckerrueben/neonikotinoide-notfallzulassungen-fuer-ruebenbeizen-euweit-gestoppt-602652

11 Siehe Anm. 7.

12 Tina Baier: »Schwache Bienen. Wie das Herbizid Glyphosat den Insekten schadet«, in: »Süddeutsche Zeitung« vom 26. November 2018.

13 Thomas C. G. Bosch: »Die Unentbehrlichen – Mikroben, des Körpers verborgene Helfer«, Berlin 2022, S. 125-126

14 Vgl. Johann G. Zaller: »Unser täglich Gift. Pestizide – die unterschätzte Gefahr«, Wien 2018, S. 39ff.

lich zahlreicher Wissenschaftler, zum Informationsgewinn heutzutage die Wikipedia. Die dortigen Einträge über Pestizide werden jedoch kontinuierlich von der Industrie kontrolliert und entsprechend »angepasst«.¹⁵ Ähnlich wird auch bei der Rechtsfertigung für den Pestizideinsatz vorgegangen. Wie oft haben wir nicht schon gehört, dass es ohne diese Gifte zu Ertragseinbußen käme und die Ernährung sogar der Weltbevölkerung gefährdet sei? Darauf, dass es sich hierbei um die Wiederholung einer der salonfähigsten Marktlügen unserer Zeit handelt, hat die Welternährungsorganisation bereits 2017 hingewiesen. »Die Behauptung der Agrarindustrie, dass Pestizide nötig sind, um die Ernährung zu sichern, ist nicht nur falsch, sondern gefährlich und irreführend«, so die Sonderberichterstatterin für das Recht auf Nahrung an den UN-Menschenrechtsrat.¹⁶

Auch hierzu ein Beispiel: Über 22 Jahre wurden Langzeitversuche mit Mais und Soja durchgeführt, bei denen die Ertragsunterschiede von ökologischem und »konventionellem« Anbau miteinander verglichen wurden. Im Ergebnis konnten keine Unterschiede festgestellt werden.¹⁷ Selbstverständlich gibt es bei der Umstellung auf ökologische Landwirtschaft für einige Zeit erhebliche Ertragseinbußen, und auch für manche Feldfrüchte können die Erträge geringer ausfallen, langfristig aber nicht die Einkünfte der Landwirte, da sich diese die Kosten für Pestizide und Düngemittel sparen. Von den Folgekosten, welche die chemisch-industrielle Landwirtschaft produziert, und der jeweiligen CO₂-Bilanz ganz zu schweigen! Die an der Helipolis-Universität in Kairo durchgeführte fortlaufende Studie »The Future of Agriculture in Egypt« zeigt klar auf, »dass für die fünf wichtigsten ägyptischen Nutzpflanzen (Baumwolle, Mais, Kartoffeln, Reis und Weizen) der Bio-Anbau bereits heute volkswirtschaftlich kostengünstiger ist als die konventionelle«.¹⁸ Im Übrigen kommen die Preisunterschiede zwischen ökologischen und konventionellen Produkten »nur zustande, weil die konventionelle Landwirtschaft wesentlich stärker mit Steuermitteln subventioniert wird als die ökologische Landwirtschaft«.¹⁹ Global gesehen fallen trotz jährlichen Einsatzes von 3 Milliarden kg Pestiziden die Ernten nicht höher aus, sondern werden durch resistente Schädlinge ständig geringer, sofern die Pestizidmengen nicht erhöht werden, was ideale Voraussetzungen für die Gewinnmaximierung der agrochemischen Industrie darstellt!

Letztlich ist es das Ziel dieser Industrie, auf allen Flächen nach Möglichkeit reine Monokulturen zu erhalten. Interessan-

15 A.a.O., S. 97.

16 United Nations Human Rights Council (UNHRC): »Report of the Special Rapporteur on the right to food« (2017) – www.ohchr.org/en/documents/thematic-reports/ahrc3448-report-special-rapporteur-right-food

17 Johann G. Zaller: op. cit., S. 180.

18 Helmy Abouleish & Christine Arlt: »Sekem Inspirationen – Impulse für einen zukunftsfähigen Wandel«, Frankfurt a.M. 2022, S. 96f.

19 Johann G. Zaller: op. cit., S. 173.

terweise sind die zu bekämpfenden Nebenprodukte dieser tödlichen Wirtschaftsweise ebenfalls »Monokulturen«: in Massen auftretende giftresistente Schädlinge. Was das *Phänomen Monokultur* für ein Ökosystem bedeutet, hat die Mikrobiomforschung der letzten beiden Jahrzehnte ans Licht gebracht. Durch sie können wir lernen, wie Biodiversität und Gesundheit miteinander in Verbindung stehen.

Über das Mikrobiom des Menschen wissen wir heute, dass so gut wie alle inneren und äußeren Oberflächen unseres Körpers von Mikroorganismen besiedelt sind; besonders reichhaltig die Haut, die Bronchien der Lungen, der Darmtrakt und die Mundhöhle. Man geht davon aus, dass die Haut eines gesunden Menschen von etwa 200 verschiedenen Arten, die Mundhöhle, der Ort mit der größten Diversität, sogar von bis zu 10.000 Arten besiedelt sein kann. Das spannende Resultat dieser Forschung sind jedoch nicht (nur) die Einzelergebnisse, sondern die Aussage, dass das Immunsystem und damit die Gesundheit des jeweiligen Menschen umso stabiler ist, je diverser und individueller die Zusammensetzung dieser Mikroorganismen ist.²⁰

Daher ist die Diversität unseres Mikrobioms mittlerweile ein zuverlässiger Gesundheitsindikator. Anders ausgedrückt hängt die Resilienz eines Menschen mit der individuellen Vielfalt seines Mikrobioms zusammen. Dies wiederum bedeutet, dass, im umgekehrten Zusammenhang, zahlreiche Krankheiten mit einem Diversitätsverlust, einer Dysbiose des jeweiligen Mikrobioms einhergehen. Als Beispiel sollen hier nur einige der häufigsten Krankheiten genannt werden: Allergien, Neurodermitis, neurodegenerative Erkrankungen wie Demenz, Multiple Sklerose oder Parkinson, aber auch Volkskrankheiten wie Depressionen, Adipositas, Krebs oder Diabetes.²¹

Die meisten dieser Krankheitsbilder spiegeln sich direkt in einem Rückgang der Diversität des Mikrobioms des Darms oder der Haut wider. So ist beispielsweise die häufigste Doppeldiagnose bei Arztbesuchen zunehmend das gemeinsame Auftreten von Verdauungsstörungen und psychischen Problemen (z.B. Depressionen).²² Wobei dadurch nicht gesagt ist, welche der beiden Seiten Ursache und welche Wirkung ist. Die sogenannte Darm-Gehirn-Achse arbeitet bidirektional. In unserem Zusammenhang ist das Wesentliche an dieser Erkenntnis das Auftreten einer Dysbiose, also einer Verarmung bzw. eines Diversitätsrückgangs, welcher im Extremfall so weit voranschreiten kann,

Das Mikrobiom als Gesundheitsindikator

20 Vgl. Thomas Hardtmuth: »Mikrobiom und Mensch. Die Bedeutung der Mikroorganismen und Viren in Medizin, Evolution und Ökologie. Wege zu einer systemischen Perspektive«, Berlin 2021.

21 Vgl. ebd.

22 Vgl. Heidi M. Staudacher et al.: »Irritable bowel syndrome and mental health comorbidity — approach to multidisciplinary management«, in: »Nature Reviews Gastroenterology & Hepatology« Vol. 20 (2023), S. 582-596 – <https://doi.org/10.1038/s41575-023-00794-z>

23 Thomas Hardtmuth: op. cit., S. 60.

24 A.a.O., S. 56f.

dass nur noch eine Mikrobenart dominiert und die anderen weitgehend verdrängt. Hier liegt symptomatisch nichts anderes vor als die oben erwähnte Monokultur, die uns bereits beim Fischerben in der Oder begegnet ist. Thomas Hardtmuth spricht in diesem Zusammenhang von einer »pathologischen Monokultur«. ²³ Konkrete Beispiele hierfür wären die Neurodermitis – de facto eine bakterielle Monokultur von *Staphylococcus aureus* auf der Haut – oder zahlreiche Atemwegsinfektionen, bei denen normale Schleimhautbewohner innerhalb einer Mischflora als dominante Monokulturen hervortreten.

Auch bei gestressten Menschen – wie bei ganzen Ökosystemen – verschieben sich die Verhältnisse langsam, bis ein Kipp-Punkt erreicht ist und die Krankheit ausbricht. Die zugrunde liegende Symptomatik ist beim Einzelorganismus wie beim Ökosystem verblüffend ähnlich, worauf Hardtmuth explizit hinweist:

Der verlässlichste Indikator für die gesunde Entwicklung des Immunsystems ist die Diversität des Mikrobioms. Die Regel, dass die Stabilität eines Ökosystems mit der Diversität seiner Lebensgemeinschaft zusammenhängt, trifft nicht nur für Wälder, Wiesen und Gewässer, sondern auch für das Mikrobiom zu; zahlreiche Krankheiten gehen mit einer reduzierten Keimvielfalt im Darm einher. [...] [V]or allem die rapid zunehmenden Allergien, Nahrungsmittelunverträglichkeiten, Reizdarmsyndrome und Autoimmunerkrankungen lassen sich als immunologische Krise durch ein zunehmendes mikrobielles Artensterben deuten. Differenzierte Immunsysteme brauchen hoch diverse Bakterienkulturen. Was auf der Stoffwechselform die Robustheit unserer Verdauungs- und Immunkräfte sind, ist auf der psychischen Ebene die Resilienz als seelische Widerstandskraft. Auch hier sind die modernen Anfälligkeiten (Angststörungen, Burn-out-Syndrom, Depressionen) mit einem Vitalitäts- bzw. Diversitätsverlust des mikrobiellen Lebens in uns verbunden.²⁴

Lobbyismus und Umweltschutz

Kehren wir mit Blick aus dieser ökologischen Perspektive zurück zu unserer kritischen Betrachtung der chemisch-industriellen Landwirtschaft, wie sie heute weltweit auf über 90% der Agrarflächen ausgeführt wird, so kann verständlich werden, dass diese Form der Landwirtschaft schon heute, insbesondere aber in der Zukunft, eine Vielzahl von Pathologien nach sich

ziehen wird. Gesunde Böden mit ihren bis zu 50.000 Mikroben-Arten in jedem Gramm Humus gelten heute als Quelle der mikrobiellen Diversität überhaupt, die über Pflanzen und Tiere bis zum Menschen weitergereicht wird und sich letztlich auf seine leibliche und auch auf die seelische Gesundheit auswirkt. Im Sinne des One-Health-Konzepts stellen die Mikroorganismen das gemeinsame Medium für die Gesundheit von Ökosystemen und Mensch dar.²⁵ Wesentliche Pathogenitätsfaktoren sind in erster Linie die mikrobiom-toxischen Pestizide und der Mineraldünger (auf den hier aus Platzgründen nicht näher eingegangen wurde). Experten weisen seit langem darauf hin, dass diese Form der Landwirtschaft nur zeitlich begrenzt möglich sein wird.²⁶ Agrarflächen verhalten sich nicht anders als andere Ökosysteme oder einzelne Organismen, die unter Dauerstress stehen und einem fortwährenden Vitalitätsverlust ausgesetzt sind. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie an ihre Grenzen kommen werden: an die besagten Kipp-Punkte.

Offenbar sind die Erkenntnisse der modernen Mikrobiomforschung noch nicht bis in die politischen Kreise und in ihr vom Lobbyismus eingegrenztes Blickfeld vorgedrungen, denn sonst würden in Berlin und Brüssel nicht ständig Entscheidungen gegen jede ökologische Vernunft getroffen werden. So hat die EU-Kommission am 16. November 2023 eigenmächtig Glyphosat für weitere 10 Jahre zugelassen. Zuvor hatte sich der deutsche Landwirtschaftsminister Cem Özdemir (Bündnis 90/Die Grünen) auf Druck der FDP bei der Abstimmung im EU-Parlament enthalten und damit sowohl mit den Prinzipien seiner Partei als auch den Koalitionsvertrag gebrochen. Am 22. November 2023 haben die Rechten und Konservativen im EU-Parlament die »Pestizidverordnung« blockiert, welche eine Halbierung der Pestizidmengen bis 2030 vorgesehen hätte. Außerdem strebt die EU-Kommission eine Deregulierung des Gentechnikrechts an. Risikoprüfung, Kennzeichnung und Wahlfreiheit des Verbrauchers stehen damit auf dem Spiel und begünstigen außerdem weiteren Pestizideinsatz. Seit Juli 2023 liegt hierzu der Gesetzesvorschlag auf dem Tisch, der ein weiteres Mal das Vorsorgeprinzip komplett missachtet und außerdem einer zunehmenden Patentierung von Lebewesen Tür und Tor öffnet.

Wir leben heute in einer Welt, in der gewählte Politiker durch den Einfluss von Lobbyisten oftmals einseitige Interessen vertreten und diese auch durch Mittel wie bewusst eingesetzten Wortbruch umsetzen. Damit tragen sie aktiv zu einer nie da-

25 Samiran Banerjee & Marcel G.A. van der Heijden: »Soil microbiomes and one health«, in: »Nature Review Microbiology« Vol. 21 (2023), S. 6-20 – <https://pubmed.ncbi.nlm.nih.gov/35999468/>

26 Vgl. Johann G. Zaller: op. cit., S. 161ff.

gewesenen Zerstörung der Natur bei. Umso wichtiger erscheint es daher, dass sich zunehmend aufgeschlossene Menschen ein möglichst realistisches Bild der ökologischen Zusammenhänge machen und sich die Zivilgesellschaft mit konstruktiven Beiträgen zu Wort meldet.

Geistige Monokultur als Krankheitsursache

Gehen wir noch einen Schritt weiter, so können wir resümieren: Artensterben, Klimaerwärmung, Umweltverschmutzung sowie weitere regionale und globale Krankheitsfaktoren haben letztlich einen gemeinsamen Ursprung: unser kapitalistisches, profitorientiertes Wirtschaftssystem, welches aus einem rein materialistischen Weltbild gespeist wird. Anders ausgedrückt könnte man auch von einem an Konkurrenzdenken und Egoismus erkrankten Wirtschaftsleben sprechen und von einem an Materialismus erkrankten Geistesleben.

Für die physische Welt hat der Materialismus seine volle Berechtigung. Er hilft uns, die Dinge zu verstehen, sie zweckmäßig einzusetzen oder zu manipulieren. Er ist aber nicht hinreichend, um die Welt des Lebendigen und des Psychischen zu verstehen. Hier herrschen andere Gesetzmäßigkeiten, und die materialistische Denkweise ist keineswegs ausreichend, diese zu verstehen, geschweige denn zu gestalten. Durch sie wird das Gehirn zum Computer, die Mitgeschöpfe werden zu manipulierbaren Maschinen und die Natur wird zum Wirtschaftsfaktor, den es gilt, so effizient wie irgend möglich auszubeuten. Beispiele für dieses Vorgehen finden wir derzeit allenthalben; man denke nur an die aktuelle Diskussion über die smarte Gentechnik. Darum ist anzunehmen, dass dieses in den westlichen Ländern vorherrschende Weltbild über kurz oder lang zur weiteren Beeinträchtigung und Zerstörung gesunder Systeme führen wird und damit den wesentlichen globalen Pathogenitäts-Faktor auf allen heutigen Lebensfeldern darstellt.

Wenn wir jedoch bemerken, dass das Organische weit über die physische Welt hinausgeht, da es eine eigenständige ontologische Wirklichkeit besitzt, für die wir differenziertere Verständnisansätze als für die physische Welt benötigen, so können wir andere Denkweisen entwickeln, die unseren Mitgeschöpfen und unserer Umwelt viel besser gerecht werden als der rein materialistische Zugang.²⁷

Ist dieses »geistlose« materialistische Weltbild aber wirklich die einzige Kraft, welche heute die Welt beherrscht? Ohne Frage ist es derzeit vielerorts tonangebend, und man kann beobachten,

27 Bernd Rosslénbroich: »Properties of life – Toward a theory of Organismic Biology«, Cambridge/MA 2023.

dass zahlreiche Menschen den daraus resultierenden, so pessimistischen wie einseitigen Vorstellungen und Zukunftsperspektiven unterliegen. Aber handelt es sich dabei nicht wiederum nur um eine »geistige Monokultur«? Und sind geistige oder seelische Monokulturen weniger krankheitserregend als physische?

Bei genauerem Hinsehen wird man feststellen, dass die Realität glücklicherweise auch auf diesem Gebiet viel diverser ist, als viele Menschen sie durch ihre Alltagsbrille sehen. So sind nicht nur die meisten unserer existenziell erscheinenden Probleme menschengemacht, sondern es existieren bereits zahlreiche Lösungsvorschläge für genau diese Probleme, die sich in der Realität bereits bewährt haben.

Beispiele dafür findet man in der Nähe wie in der Ferne – ebenfalls in großer Diversität! Greifen wir auch hier einige heraus. Auf den meisten ökologisch wirtschaftenden Höfen werden prinzipiell andere Anliegen verfolgt als die oben geschilderten. Denn es steht nicht nur die Erzeugung gesunder Lebensmittel im Mittelpunkt, sondern ebenso die Pflege unserer Erde. Beide Anliegen können wir täglich mit jeder Kaufentscheidung unterstützen. Die im Hintergrund stehenden organismischen Ansätze dieser Wirtschaftsweise hat beispielsweise Hans-Christoph Vahle anhand der Pflanzensoziologie für eine zukunftsweisende Landwirtschaft herausgearbeitet,²⁸ bei der es um die Lebendigkeit, Gesundheit und Vielfalt der Landschaft geht. Ökologische Wirtschaftsweisen können heute als ein zentraler Faktor gesehen werden, welcher global wie regional die Biodiversität und damit die Gesundheit der Landschaft fördern kann. Mit diesen prinzipiellen Einflüssen auf die Biosphäre stehen sie der chemisch-industriellen Landwirtschaft diametral gegenüber. Allen voran setzt die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise dieses Ziel bereits seit 100 Jahren erfolgreich um.

Neben einzelnen Hof-Organismen sind aus dieser Denkweise heraus auch größere Organisationen entstanden. Man denke beispielsweise an das Sekem-Projekt in Ägypten, welches seit 1977 im wahrsten Sinne des Wortes visionäre Gedanken erfolgreich in die Tat umsetzt. Eine von 16 »Sekem-Visionen« ist es derzeit, die ökologische Landwirtschaft in den kommenden Jahrzehnten in ganz Ägypten (bzw. ganz Nordafrika) einzuführen.²⁹ Weitere Beispiele findet man in der Arbeit des »World Future Council«, der mit seinem »Future Policy Award« alle zwei Jahre internationale Preise für die besten Gesetzgebungen ver-

Biodiversität als Gesundheitsquelle

28 Hans-Christoph Vahle: »Der Wert des typologischen Denkens in der Pflanzensoziologie – seine Bedeutung für Landschaftsentwicklung und Landwirtschaft«, in: »Jahrbuch für Goetheanismus 2022«, S. 149-222 – <https://doi.10.18756/jfg.2022.149>

29 Vgl. Helmy Abouleish & Christine Arlt: op. cit.

DR. RER. NAT. BENJAMIN BEMBE, geb. 1972, Studium der Biologie und Geographie in München. Promotion über südamerikanische Prachtbienen an der Zoologischen Staatssammlung München. Besuch des Südbayerischen Seminars für Waldorfpädagogik. 16 Jahre lang Oberstufenlehrer an der Freien Waldorfschule Landsberg am Lech. Seit 2018 Mitarbeiter am Institut für Evolutionsbiologie an der Universität Witten/Herdecke, derzeit mit dem Projekt ›Gestaltbildung im Lebendigen‹. Zahlreiche Reisen in Länder Süd- und Mittelamerikas sowie nach Ägypten. – Kontakt: Benjamin.Bembe@uni-wh.de

gibt, welche gerechte, nachhaltige und friedvolle Gesellschaften fördern. Hier stehen Ideen im Vordergrund, die nicht nur Probleme monokausal lösen, sondern das Potenzial dazu haben, negative Trends ins Positive umzuwandeln. So wurden 2023 mehrere Länder geehrt, die sich in ihrer Gesetzgebung effektiv für eine giftfreie Welt einsetzen, darunter Vietnam, Ruanda, Dänemark und Nepal.³⁰ Blicken wir abschließend auf eines dieser Beispiele, die deutlich zeigen, dass andere Denkweisen und andere Wege möglich sind.

Im Nordosten Indiens, an den Hängen des Himalaja, befindet sich der kleine indische Bundesstaat Sikkim, mit überwiegend buddhistischer Bevölkerung. Dessen Regierung unter dem damaligen Ministerpräsidenten und Visionär Pawan Chamling hat bereits 2003 einstimmig beschlossen, das gesamte Land auf ökologische Landwirtschaft umzustellen. Dieser Prozess verlief nicht ohne Schwierigkeiten und Widerstand, er ist aber trotzdem gelungen. Parallel zu Schulungs- und Aufklärungsprogrammen wurde der Import von synthetischen Düngemitteln und Pestiziden Schritt für Schritt reduziert. Seit 2016 ist die Umstellung abgeschlossen. Mittlerweile ist es in Sikkim verboten, synthetische Pestizide einzusetzen, zu besitzen oder zu verkaufen. Auf über 7.000 km² arbeiten rund 66.000 Landwirte ökologisch. Dafür erhielt Sikkim 2018 den ›Future Policy Award‹.³¹

Auch mit Blick auf die Biodiversität ist dies ein besonderer Glücksfall, denn Sikkim ist durch seine Gebirgslage ein Brennpunkt der Artenvielfalt. Und dieses Beispiel macht Schule: Inzwischen sind drei weitere indische Staaten dabei, auf 100 % ökologische Landwirtschaft umzustellen – und in Österreich will sich das Burgenland zur ersten pestizidfreien Region entwickeln. Übrigens ist Pawan Chamling bei weitem nicht der einzige, der fest davon überzeugt ist, dass Pestizide 2050 weltweit keine wesentliche Rolle mehr in der Landwirtschaft spielen werden. Ein Ziel, für das es sich zu kämpfen lohnt!

30 Vgl. WFC – World Future Council (2024): www.worldfuturecouncil.org/future-policy-award/

31 World Food Institute (2023): ›Vorreiter Sikkim – ein indischer Bundesstaat auf der ökologischen Überholspur‹ – <https://institut-fuer-welternaehrung.org/vorreiter-sikkim-ein-indischer-bundesstaat-auf-der-oekologischen-ueberholspur>

Heinz-Gerd Bange

Ein Brückenbauer zur Anthroposophie

Otto Heinrich Jaeger und seine Freiheitslehre

Mit dem Siegeszug der modernen materialistischen Naturwissenschaften und ihrem Durchsetzen als alleinige Erklärungsinstanz gerieten jene Denker in Vergessenheit, die als Nachfolger, Fortsetzer und Überwinder des Idealismus von 1820 bis 1860 auftraten und eine Brücke zur Anthroposophie hätten bauen können. Rudolf Steiner spricht in diesem Zusammenhang von einem »verschütteten Geistesleben«¹. Der vorliegende Aufsatz widmet sich den Gedanken des Philosophen Otto Heinrich Jaeger (1828–1912) und beleuchtet insbesondere seinen Freiheitsbegriff sowie seinen Reihensbegriff, wie sie sich im Verlauf seines geistigen Weges bildeten.

Zu dem verschütteten Schrifttum des Geisteslebens des 19. Jahrhunderts können die Werke der Philosophen Immanuel Hermann Fichte, Ignaz Paul Vital Troxler, August von Cieszkowski, Gideon Spicker, Johannes Kreyenbühl und Otto Heinrich Jaeger gerechnet werden. Über Letzteren sagt Steiner in einem Vortrag vom 10. Dezember 1917 in Dornach:

Wer denkt zum Beispiel, daß ein Geist ersten Ranges in Otto Heinrich Jäger geschaffen hat in der Mitte des 19. Jahrhunderts, einer der größten, die hier in der Schweiz geschaffen haben? Wo ist sein Name, wo wird er genannt? Wo ist das Bewußtsein dafür vorhanden, daß, obzwar die Gedanken abstrakt zutage getreten sind, scheinbar abstrakt, sie doch hätten konkret werden und blühen und Früchte tragen können, weil ein Größtes durch diesen Kopf gegangen ist, der an der Universität in Zürich ge-

1 Rudolf Steiner: »Menschliche und menschheitliche Entwicklungswahrheiten. Das Karma des Materialismus« (GA 176), Dornach 1982, S. 178. Vgl. ders.: »Die Erkenntnis-Aufgabe der Jugend« (GA 217a), Dornach 1981 S. 47.

lehrt hat, der Bücher geschrieben hat über die wichtigsten Ideen – die hineingeweht werden müssten in das Leben der Gegenwart –, über die Idee der menschlichen Freiheit und ihres Zusammenhanges mit der ganzen geistigen Welt. Von einem anderen Gesichtspunkte, als dann meine Freiheitsphilosophie in den neunziger Jahren entstanden ist, hat Otto Heinrich Jäger hier in der Schweiz eine Art Freiheitsphilosophie geschaffen.²

In seinem Buch ›Otto Heinrich Jaegers Freiheitslehre‹ nennt Herbert Witzgenmann ihn einen der bedeutendsten zukünftigen Vergessenen.³ Wenn Jaeger aus diesem Vergessen ins Erinnern befreit würde, dann biete dieser Seelenbereich den Schauplatz, auf dem sich Gestaltungskräfte der Zukunft entwickeln können. »Doch das Vergessene ist das Zukünftige, weit über seine unbeachtete Gegenwart und noch die unsere Hinausreichende.«⁴

Haben wir im deutschen Idealismus und besonders bei G.W.F. Hegel den Versuch, das Geistige im Begrifflichen zu erfassen, so entwickelt Steiner ein geistiges Schauen der übersinnlichen Wesenheiten. Inwiefern ist nun Jaeger, wie Witzgenmann sagt, ein Überwinder des Idealismus und Vorbote der Anthroposophie? Das ist er, indem er zwar von Johann Gottlieb Fichte den Begriff des absoluten Ich übernimmt. Aber bei Fichte wird das absolute Ich im letzten Schritt bloß begrifflich erschlossen, während Jaeger fordert, auch das Sich-selbst-absolut-Setzen des Ich zu beobachten. So ist er nicht »ein Nachfahre des Idealismus, sondern [...] ein Vorverkünder des Schauens [...]«⁵

Auch wenn man die Freiheitslehre Jaegers mit der ›Philosophie der Freiheit‹ von Steiner vergleicht, zeigt sich eine Nähe Jaegers zur Anthroposophie. Am Ende des obigen Zitats von Steiner spricht dieser den Unterschied und die Gemeinsamkeit beider Freiheitsphilosophien an. Witzgenmann sieht das Gemeinsame beider in der Übereinstimmung in den Resultaten, sie unterscheiden sich jedoch in der Umkehrung von Anfangs- und Zielpunkt, in ihrer Vorgehensweise. Jaeger geht nicht von der Wirklichkeit aus, um den Weg zur Freiheit zu finden, »sondern denkt die Idee der Freiheit zu Ende und untersucht, wie er, mit dieser auf die Wirklichkeit zugehend, innerhalb der erfahrbaren Welt zurecht kommt.«⁶ Mit dem Finden und Aufstellen des Freiheitsbegriffes wollen wir beginnen. Dies ist der Anfang des Freiheitsweges, welcher einen Meditationsweg darstellt und bis zur Beobachtung des reinen Freiheitsaktes führen wird.

2 Rudolf Steiner: ›Geschichtliche Notwendigkeit und Freiheit. Schicksalswirkungen aus der Welt der Toten‹ (GA 179), Dornach 1993, S. 69.

3 Vgl. Herbert Witzgenmann: ›Otto Heinrich Jaegers Freiheitslehre‹, Dornach 1981.

4 A.a.O., S. 7.

5 A.a.O., S. 44.

6 A.a.O., S. 27.

Der Anfang der Freiheitslehre beinhaltet das Finden und Aufstellen des Freiheitsbegriffes, wobei sich schon beim »ersten ernstlicheren Nachdenken über ihn«⁷ seine Unbeweisbarkeit und Voraussetzungslosigkeit ergibt. Denn dieser Begriff ist unbeweisbar, weil nur ein solcher Satz eines Beweises fähig ist, der bedingt setzt, also die Voraussetzung anderer Sätze bildet und selbst von anderen Voraussetzungen abhängig ist. Die Freiheit aber kann nur durch das Ich absolut gesetzt sein, eben absolut voraussetzungslos sein:

Mit der Voraussetzungslosigkeit läßt sich schlechterdings gar nichts anfangen als daß [...] unser Begriff des Frei-seins [...] gar nichts Anderes sein und besagen [will] als dieses absolute schlechthin grundlose und unbeweisbare Ueberhaupt-einmal-anfangen.⁸

Die Frage nach der Voraussetzungslosigkeit der Freiheit hängt zusammen mit der Forderung nach einer voraussetzungslosen Erkenntnistheorie. Diese hat Rudolf Steiner entwickelt, indem er u.a. nachweist, dass das intuitive Denken voraussetzungslos und frei ist, und die reine Sinneswahrnehmung, bevor das Denken seine Begriffe auf sie anwendet, bestimmungslos und damit ebenfalls voraussetzungslos ist.⁹ Der Anfang der Freiheitslehre bedeutet, dass man wirklich *anfängt*, d.h. »alle Voraussetzungen [...] negiert«¹⁰. Der Begriff der Freiheit entsteht in der Beobachtung und Reflexion dessen, der das freie Ich als absolute Tathandlung setzt. Dieser Begriff ist das Wissen des Ich.

Für Jaeger ist der Freiheitsbegriff ein Wissen des Menschen über die Freiheit und deren Wesen entsprechend. Der Begriff der Freiheit ist zudem – als nicht beweisbar und voraussetzungslos – einzigartig. Und

alle anderen Begriffe sind producirt und produciren sich erst aus ihm innerhalb seiner, und Er selbst ist's der sie producirt; es ist überhaupt kein Begriff vor ihm über ihm außer ihm und ohne ihn, und so existirt denn schlechterdings keine Möglichkeit ihn zu beweisen.¹¹

Einen solchen Begriff der Voraussetzungslosigkeit muss es geben. Da allen anderen Begriffe durch ihn vorausgesetzt sind, hätten sie sonst keinen festen Punkt, an dem sie haften könnten. Es gäbe überhaupt keinen Beweis und keine Wissenschaft.

Der Freiheitsbegriff

7 Otto Heinrich Jaeger: »Die Freiheitslehre als System der Philosophie«, Zürich 1859, S. 132.

8 A.a.O., S. 137.

9 Vgl. Rudolf Steiner: »Wahrheit und Wissenschaft« (GA 3), Dornach 1980, insbesondere Kap. IV., S. 49ff.

10 Otto Heinrich Jaeger: op. cit., S. 136.

11 A.a.O., S. 135.

Ohne eine absolute Setzung des Ich ist eine Negation aller Voraussetzungen nicht möglich – eine Setzung, bei der alle Realität mitgesetzt wird. Denn gäbe es außer der Freiheit ein Seiendes, so fände die Freiheit eine Schranke, was einen Widerspruch bedeuten würde. Sie muss also in ihrer Seinsgestalt schon alles Sein umfassen.

Wegen ihrer Voraussetzungslosigkeit und ihrem Charakter als absoluter Anfang ist die Freiheit also in der gewohnten Weise nicht beweisbar. Es gibt aber einen anderen Weg, sie zu beweisen, indem man den Begriff der Freiheit zunächst aufstellt und sich in einem Gedankenexperiment fragt: Wie müsste die Wirklichkeit aussehen, damit sie dem aufgestellten Begriff entspricht – und wird dies durch die Realität erfüllt? Wenn ja, dann ist der Mensch frei. Lässt sich aber mit dem Freiheitsbegriff nicht alles beweisen, sind – anders gesagt – die Begriffe, die wir über Gott, die Natur, die Kultur usw. bilden, nicht aus dem Freiheitsbegriff entsprungen und durch diesen zu erkennen, so ist der Mensch nicht frei. Die Freiheit und die Selbstbeobachtung des Freiheitsaktes lassen sich nur fordern, sie sind etwas Imperativisches: »Das freie Ich fange an, mit sich zu experimentieren«¹².

Jaeger verlangt somit die Erhebung zum Freiheitsakt, der Beobachtung muss erst ihr Gegenstand geschaffen werden. Dabei soll die Beobachtung die Freiheitstat uneingeschränkt vom Beginn bis zum Abschluss begleiten. Zwar ist die Freiheitstat oft erfüllt, es ist aber erforderlich, diesen Akt aus seiner subjektiven Ummantelung zu lösen. Dies geschieht im Verlaufe des gesamten Freiheitsweges, der seinen Abschluss in der Schau des reinen Freiheitsaktes findet. Der ganze Verlauf ist ein analytischer Beweis der Freiheit, und zugleich findet darin das Herausschälen der absoluten Erkenntnis statt.

Freiheit und Gewissen

Wir machen nun einen Sprung an den »Schluss« der Freiheitslehre. Im Verlauf des Beweisgangs hat sich erfüllt, was wir am Anfang erwartet und erhofft haben: »[D]er Freiheitsakt hat sich behufs seiner Analyse redressirt auf seine ursprüngliche reine allgemeine Form.«¹³ Um den reinen, allgemeinen Freiheitsakt zu erhalten, ist aus dem Bewusstsein alles mit Vorstellungen Behaftete durch den Zweifel zurückgedrängt worden, denn der freie Geist kann an allem, was ihm begegnet und ihm widerspricht, zweifeln. Darunter fallen die Natur und die Kulturwelt, welche die Freiheit in der Vorstellungswelt errichtet hat. Aber auch alles das, was zur empirischen Wissenschaft gehört, die

12 A.a.O., S. 144.

13 A.a.O., S. 723.



Otto Heinrich Jaeger (1828–1912)
Hermann Haering & Otto Hohenstatt (Hrsg.):
›Schwäbische Lebensbilder III‹, Stuttgart 1942, nach S. 256.

dadurch gekennzeichnet ist, dass sie die einzelnen Elemente des Vorstellungslebens auf die Folie des Absoluten hebt. Das heißt, sie entreißt die einzelnen Elemente den Vorstellungen, setzt sie absolut, setzt sie anderen Elementen entgegen und – in einem dritten Schritt – mit diesen zusammen. So »springt der Allgemeinbegriff und begriffliche Zusammenhang der einzelnen Elemente hervor«¹⁴. Dies wiederholt die Wissenschaft ständig

14 A.a.O., S. 658.

mit neuen Elementen. Weil sie aber durch die Begrenztheit des Vorstellens eingeschränkt ist und immer nur endlich viele Elemente setzen kann, kommt sie nie zur begrifflichen Erfassung des Totalzusammenhangs der Welt. Es verbleiben noch die Objektivitäten des Gewissens, die in der empirischen Forschung zur Seite geschoben werden, und der freie Geist als Freiheitsakt selbst. Das Gewissen spielte in der Empirie keine Rolle – im Gegensatz zur Kulturwelt. Es entsteht aus der Freiheit als Willkürmacht gegenüber allem Zwang durch das Begehren. Diese Willkürmacht ist aber rein negativ. In der Reflexion auf das rein Negative bildet sich nach Jaeger das Gewissen und manifestiert sich in den Gewissenobjektivitäten, welche den moralischen Ideen gleichkommen. Zuletzt löst er auch die Objektivitäten des Gewissens in die Analyse des reinen Freiheitsaktes auf. Er begründet das damit, dass das Gewissen selbst die Vollendung im Wissen fordert, sich also lösen muss »in diese Eine Idee der Freiheit selbst«. ¹⁵ Als Gewissen dessen, was ist, soll die Freiheit zum Wissen dessen, was ist, werden, denn es muss sich seiner selbst gewiss sein, ein Wissen von den Gewissenobjektivitäten erlangen. Diese sind rein geistig, was das folgende Zitat zeigt:

Die wesentlichen in seiner eigenen und dieser ganzen Natur von Haus aus gesetzten Ordnungen Formen Kräfte Zwecke und Thätigkeiten des Lebens Leidens und Daseins – sie dringen sich ihm jetzt auf als ein heiliges in Gott und in seinem eigenen innersten und gesammten Geisteswesen besiegeltes und geoffenbartes Gesetz seiner Freiheit selbst – als Gebote des freien geistigen Willens, der die Welt geschaffen und sie beherrscht und vollendet und verklärt, – als Antriebe und Imperative und Normative für die Bethätigung seiner Willkürmacht [...]. ¹⁶

Indem wir Ideen für unser sittliches Handeln innerlich erlebend ausbilden, ergreifen wir laut Rudolf Steiner das Geistige, denn: »Wir ergreifen zuerst aus dem Element der Freiheit heraus das Geistige« ¹⁷. In »Die Philosophie der Freiheit« kommt er aus der seelischen Beobachtung heraus zur Unterscheidung von Motiv und Triebfeder, die beide in der freien Tat aus dem intuitiven Denken hervorgebracht werden. ¹⁸ Dieses Denken erfasst somit in den moralischen Ideen eine geistige Wirklichkeit, aus der heraus Freiheit allein denkbar ist. Wären die moralischen Ideen bloße Namen, d.h. wesenlos, könnten sie den menschlichen Willen

15 A.a.O., S. 723.

16 A.a.O., S. 395.

17 Vortrag vom 30. Mai 1920 in Rudolf Steiner: »Grenzen der Naturerkenntnis und ihre Überwindung« (GA 322), Dornach 1981, S. 52.

18 Ders.: »Die Philosophie der Freiheit« (GA 4), Dornach 1995, S. 153.

und das Handeln nicht unmittelbar bestimmen. Wir finden bei Jaeger Hinweise, dass auch er vom Ideenrealismus ausgeht.

Mit dem Begriff des Wissens befinden wir uns bei ihm – gemäß der mittelalterlichen Universalienlehre – bei den Universalien *post res* (nach den Dingen), mit der Entsprechung der Begriffe mit dem Wesen bei den Universalien *in rebus* (in den Dingen). Zudem deutet Jaeger an, dass er auch die Universalien *ante res* (vor den Dingen) kennt, indem er davon schreibt, dass in der Beobachtung des reinen Freiheitsaktes der Geist sich »in greifbarer Nähe bei Gott und beim Grund und Plan [...] des Universums in Gott«¹⁹ fühlt. Damit hätten wir die Ideen (Begriffe der Wesen) als Schöpfungsideen.

Wenn die Gewissensobjektivitäten etwas rein Geistiges sind und nicht vom Vorstellungshaften berührt sind, dann stellt sich die Frage, ob die allgemeine, reine Form des Freiheitsaktes die richtige ist, um den Freiheitsakt zu analysieren, ob sie eine Erkenntnis der Objektivitäten enthält, oder ob diese für sich betrachtet werden sollten. Diese Frage wird am Ende dieses Aufsatzes beantwortet, wenn die Beschreibung der Analyse des reinen Freiheitsaktes durch Jaeger besprochen wird.

Die Analyse des reinen Freiheitsaktes bedeutet dessen Selbstbeobachtung, die schon am Anfang gefordert war. Hier greifen wir den Reihensbegriff heraus, der bei Jaeger entscheidend für die Vermittlung des Gegensatzes von Natur und Freiheit ist. Diesen Begriff übernimmt Jaeger von Gottfried Wilhelm Leibniz, womit dieser die Abfolge der Perzeptionen (Vorstellungen) innerhalb der Monade (= einfache Substanz) erfasst.

Leibniz führt alles geschaffene Seiende (Pflanzen, Tiere, Menschen, Engel) auf Monaden zurück und sieht Gott als die Urmonade. Einfache Substanzen können nicht entstehen oder vergehen außer durch Gott, der »alle geschaffenen oder abgeleiteten Monaden [...] von Augenblick zu Augenblick durch von der Gottheit ausgehende Blitze«²⁰ erhält. Sie haben zwar keine Teile, aber ein Innenleben, das in der Reihe der sich kontinuierlich verändernden Perzeptionen besteht. Diese Reihe besitzt eine gewisse Ordnung, so dass, wer alle Ereignisse in der Monade überschauen könnte, »in ihrem gegenwärtigen Zustand alle ihre vergangenen und zukünftigen Zustände erblickt«²¹. Die Monade in ihrem inneren Handeln folgt »beständig ein und demselben Gesetz der Ordnung [...], wie in einer gewissen Zahlenreihe oder -folge [...].«²² Da sie keine Fenster haben, ist eine

Der Reihensbegriff

19 Otto Heinrich Jaeger: op. cit., S. 727.

20 Gottfried Wilhelm Leibniz: »Die Prinzipien der Philosophie oder die Monadologie«, in ders.: »Philosophische Schriften Bd. 1 – Kleine Schriften zur Metaphysik«, Darmstadt 1965, S. 459.

21 Ders.: »Erläuterungen zu den Schwierigkeiten, die Bayle in dem neuen System der Vereinigung der Seele und des Körpers gefunden hat«, in ders.: op. cit., S. 255.

22 A.a.O., S. 265.

reale Wirkung von Monaden aufeinander unmöglich. Allerdings besteht ein idealer Einfluss durch die Mitwirkung Gottes:

51. Bei den einfachen Substanzen gibt es nur einen idealen Einfluß einer Monade auf eine andere, der seine Wirkung nur Kraft der Einmischung Gottes ausüben kann, insofern in den Ideen Gottes eine Monade mit Recht fordert, daß Gott auf sie Rücksicht nimmt, wenn er die anderen vom Anfang der Dinge an ordnet. Denn da eine geschaffene Monade auf das Innere einer anderen keinen Einfluß haben kann, kann eine von der anderen nur durch dieses Mittel in Abhängigkeit stehen.²³

Diese Rücksichtnahme Gottes besteht darin, dass Gott vor dem Anfang der Welt die Monaden vergleicht und diese ihn zwingen, sie aneinander anzupassen. Daraus und aus dem angepassten Inhalt der Monaden gehen die Gestalt und die Gesetzmäßigkeit der Reihe in der Abfolge ihrer Perzeptionen hervor.

52. Dadurch sind Handeln und Erleiden unter den Geschöpfen wechselseitig. Denn wenn Gott zwei einfache Substanzen miteinander vergleicht, findet er in jeder von ihnen Gründe, die ihn zwingen, die andere an sie anzupassen; und folglich ist das, was in gewisser Hinsicht handelnd ist, unter einem anderen Gesichtspunkt leidend: handelnd, insofern das, was man auf deutliche Weise in einer Substanz erkennt, dazu dient, einen Grund für das anzugeben, was sich in einer anderen ereignet; und passiv, insofern der Grund dessen, was sich in ihr ereignet, sich in dem findet, was man in einer anderen auf deutliche Weise erkennt.²⁴

Jaeger spricht ebenfalls von Monaden, aber sie sind für ihn nicht fensterlos. Daher können sie Einwirkungen von außen empfangen und selbst auf andere wirken. Auch weitet er den Begriff der Reihe bei Leibniz stark aus:

23 Gottfried Wilhelm Leibniz: »Die Prinzipien der Philosophie oder die Monadologie«, S. 461f.

24 A.a.O., S. 463.

25 Otto Heinrich Jaeger: op. cit., S. 218.

Unser Reihenbegriff enthält als Begriff der Materie und des Raums zugleich den des Lebens und der Zeit; er kulminiert, wie dies die Metaphysik aufzeigt in der Folge der Begriffe Quantität – Qualität – Substantialität – Kausalität, – kulminiert wesentlich im Begriff des Zwecks [...].²⁵

Die Monaden beeinflussen und bedingen sich gegenseitig, stehen »in der Spannung des unendlichen Bedingtwerdens und des unendlichen Bedingens«²⁶. Dies wird besonders durch den Begriff der Kausalität – alle Monaden sind in der Wechselwirkung von Ursache und Wirkung eingebunden – und den Begriff des Zweckes deutlich. Im Menschen entsteht das Selbstbewusstsein und Bewusstsein, welche das Organ für den Freiheitsakt abgeben. Damit ist der oberste Zweck der Natur und der Reihenbildung angegeben. Alle Monaden bilden in jedem Augenblick eine unendliche Reihe, den gesamten Raum umspannend, und einzelne oder Gruppen von Monaden und letztlich alle Monaden bilden Reihen, die sich in der Zeit erstrecken und Ortsveränderungen enthalten. Im Pflanzen- und Tierreich finden sich Reihen von Wesen, die durch die Fortpflanzung charakterisiert sind, »der Mensch ist als der Mikrokosmos kat'exochen [schlechthin] ganz Gattung und Geschlecht und Geschöpf, als das wahrhafte Absolute das vollkommene Endliche.«²⁷ In ihm hat das allgemeine Reihengesetz sich in das spezifisch menschliche Reihengesetz umgewandelt. Der Mensch hat gemeinschaftliche Charaktertypen in der Familie, im Geschlecht, im Stamm, in den Nationen und Kulturen, was wiederum verschiedene Reihen darstellt. Auch für den Aufbau der Freiheitslehre als System ist der Begriff der unendlichen Reihe von hoher Bedeutung, denn dieser Begriff sichert uns das Absolutsein des Ich: »Unsere Metaphysik hätte ihren Schwerpunkt wesentlich in der Gewinnung und Festhaltung dieses Reihensbegriffs mittels Analyse unsres Freiheitsakts [...].«²⁸

Die Beobachtung des reinen Freiheitsaktes lässt erkennen, dass dieser den Reihensbegriff enthält, indem von jedem Einzelakt zu sagen ist, dass sich in ihm die Ganzheit der Akte schließt und zugleich öffnet und steht. Genau wie in den Reichen der Natur, wobei jedem einzelnen Wesen als Glied des unendlichen Reihenzusammenhangs sich dieser im Einzelwesen schließt, öffnet und steht. Jaeger schreibt über den reinen Freiheitsakt:

Doch hält er fest den Akt. Dieser ist es, der als Akt Ein Akt ist in unendlich vielen Akten, die alle zumal sind und auf Einen Schlag und darin vollendet und in sich geschlossen sind, da eben jeder dieser unendlich vielen zumal schwingenden Akte als dieser Einzelne selbst der Eine absolute Akt ist, so daß denn die Reihe als unendliche in

Natur und Freiheit

26 A.a.O., S. 218.

27 A.a.O., S. 221.

28 A.a.O., S. 216.

jedem ihrer Glieder zugleich Eins und Ganz ist und steht. Hinwieder ist und bleibt die absolute Substanz eben ganz im Akt: Stehend und geschlossen in vollendet unendlicher Reihe und darin setzend und umfangend sich als alle Realität – so ist er in jedem Gliede sich öffnend und schwingend und diese unendliche Fülle unendlich bewegend und dahintragend; die unendliche Realität ist als Substanz im unendlichen Leben.²⁹

Der Reihenbegriff ist das wesentliche, in der Analyse des Freiheitsaktes geschaute Merkmal der Freiheit. Er zeigt die unendliche Realität als Substanz im unendlichen Leben. Gleichzeitig ist er der Begriff, welcher den zunächst erscheinenden Gegensatz zwischen Natur und Freiheit vermittelt – und damit befinden wir uns bei der ersten Krise auf dem Freiheitsweg. Diese ist entstanden, indem vom Freiheitsbegriff abgerückt wird in der Betrachtung des Vorstellens, welches den Charakter des Unterscheidens hat. Das Unterscheiden aber weist auf die Subjekt-Objekt-Einheit des Ich mit der Welt hin:

Ich unterscheidet Etwas, worauf es sich bezieht; das Was aber – das Andere, was es darin vor sich gegenüber hat d. h. vorstellt als Gegenstand, ist vielmehr es selbst und sein Thun [...]; so ist Ich absolut – unendlich – unbedingt.³⁰

Zugleich begegnet uns im Unterscheiden eine Natur, »eine blinde starre Lebensordnung«³¹, der das Ich unterworfen ist: »So aber ist das Ich nicht absolut – endlich – bedingt.«³² Jaeger schreibt, dass wir zu Recht auf diesen Widerspruch stoßen, da wir nicht vom Freiheitsbegriff ausgegangen sind, um die Natur zu erklären: »Dies ist eben das Eigenthümliche, daß wir die Natur überhaupt nicht können wahrhaft [...] verstehen, ohne daß wir ausgehen [...] von der Einen Thatsache unserer Freiheit [...].«³³ Also stellt sich Jaeger wieder auf den Freiheitsbegriff, mit dem es gelingen soll, die beiden Glieder dieses Gegensatzes zu vereinen: Einmal führt uns die Frage nach der Natur dazu, dass das Ich als vorstellendes und unterscheidendes Wesen endlich und bedingt ist, und andererseits führt die Frage nach dem Grund des Vorstellens auf das Ich in seinem absoluten Wesen: »[V]om absoluten Ich, das wir oben gefunden als den Grund des Vorstellens, nämlich überhaupt einer Natur in uns und für uns, können wir wirklich nicht mehr hinweg.«³⁴

29 A.a.O., S. 726.

30 A.a.O., S. 208.

31 A.a.O., S. 209.

32 A.a.O., S. 209.

33 A.a.O., S. 210.

34 Ebd.

Jaeger weist nun im Bezug auf die bisherigen Erörterungen auf den Fehler hin, »dass wir das Unterscheiden ganz abhängig machten vom Nichtabsolutsein des Ich und das Absolute als völlig egale Identität und Indifferenz auffassten. Im Freiheitsakt steht der Unterscheidungsakt über dem Gegensatz von endlich und absolut, da dieser hier ein Totalunterscheidungsakt ist.«³⁵ Die Freiheit – denn der Geist ist erstlich als Ich – ist als Selbstwusstsein zunächst Unterscheidungsakt, ja »der Freiheitsakt [ist] gerade nur der eigentliche letzte höchste universale die Wahrheit und den Gehalt alles Unterscheidens zur Geltung bringende vollendete Unterscheidungsakt«³⁶. Dadurch verschwindet der Gegensatz zum Grund des Vorstellens, zum absoluten Ich, denn »der Freiheitsakt als dieser Unterscheidungsakt [ist] nichtsdestoweniger absolut – das absolute Selbstbewußtsein – gerade nur absolute Ichheit«³⁷.

Im Freiheitsakt sind die beiden Glieder des Gegensatzes vereint. Der Widerspruch kann daher nur ein relativer, kein absoluter sein. Um im Absoluten den Unterscheidungsakt ausführen zu können – denn die Freiheit ist nicht bloß Absolutsein, sondern auch Sich-absolut-Setzen und -Wissen, und dafür ist das Unterscheiden notwendig – greift hier Jaeger auf den Begriff der unendlichen Reihe zurück. Dieser ist zwar nicht völlig identisch mit dem des Absoluten, schließt das Absolute aber auch nicht aus. Mit dem Begriff der Reihe gelingt es Jaeger, im Absoluten das Unterscheiden festzuhalten:

Ich muß absolut sein [...] auf Grund Eingefügtseins und Gliedseins innerhalb eines unendlichen Ganzen von Realität, [...] nur als Glied einer unendlichen Reihe – vom Ganzen dieser bedingt und nun eben darin absolut, daß es jetzt eben vermöge dieses seines universalen Bedingtseins zugleich auch ein Mittelpunkt und Inbegriff des unendlichen Ganzen ist – das Ganze von sich aus bedingt und in seinem Bedingt-werden doch ganz nur sich selbst bedingt, aus dieser Spannung heraus ist [...] das Unterscheiden [...]; nur so ist überhaupt ein Bewußtsein und Selbstbewußtsein – ein Vorstellen.³⁸

Damit ist eine Natur für das Ich gesichert durch den Reihenbegriff. Das gegenseitige Bedingen des einzelnen Gliedes und der Gesamtheit der unendlich vielen anderen Glieder erklärt das

**Fühlen des Absoluten,
Schauen der Welt**

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Ebd.

38 A.a.O., S. 216.

Vorstellen aus der Spannung, die durch das gegenseitige Bedingen entsteht. Was wir aus der Analyse des reinen Freiheitsaktes als die Freiheitsstruktur erkannt und beobachtet haben, ist zugleich die Struktur der Natur und des Seins. Für die einzelnen Wesen in der Natur ergibt sich deshalb:

[Die unendliche Reihe] schließt und eröffnet sich und steht in jedem ihrer einzelnen Glieder [...]. Es ist aber eben das einzelne Glied und jedes Glied als Glied, worin die Unendlichkeit Ganzes – vollendet ist, und so springt uns hervor aus dem endlichen Einzelwesen das Absolute – die Absolutheit – das Sein und Einssein in Gott.³⁹

Die Absolutheit kommt den unendlich vielen Einzelwesen zu, wir haben einen durchgängigen Weltzusammenhang durch den Reihenbegriff und das Reihengesetz, das innerhalb der Naturreiche herrscht, in Gott. Dabei kehrt der Reihencharakter in den Reichen der Natur (Mineralreich, Pflanzenwelt, Tierwelt, Mensch) als jeweils höhere Stufe wieder. Der Mensch ist absolutes Reihenwesen, indem er im Bewusstsein und Selbstbewusstsein sich und die ganze Realität spiegelt. So ist er der Mikrokosmos im Makrokosmos, nicht nur ein Teil des Ganzen, sondern auch das Ganze in einem seiner Teile.

In der Analyse des Freiheitsaktes wird die Erkenntnis zum Fühlen der Nähe des Absoluten und zum Schauen der Welt:

Innerhalb seiner selbst fühlt er [der freie Geist] sich mit diesem seinem Freiheitsakt in greifbarer Nähe bei Gott und beim Grund und Plan und Umfang des Universums in Gott. Und in Wahrheit – in diesem Akt ruht und pulst ihm die Welt, und – sich beobachtend in diesem Akt – wird er schauen die Welt [...].⁴⁰

Was hier nur angedeutet wird, ist das geistige Schauen und Erkennen der Gewissensobjektivitäten. Diese Frage hat Jaeger gelöst durch die eine Idee der Freiheit selbst und die Erwartung, dass in der Beobachtung des reinen Freiheitsaktes das Gewissen dessen, was ist, zum Wissen dessen wird, was ist. Die Natur in Gott, der »Grund, Plan und Umfang des Universums in Gott«, ist eine solche des absolut Guten: »Nur in ihrer ursprünglichen unmittelbaren Substantialität und Nothwendigkeit ist sie [die Natur] dies von ihm [dem Menschen] Zudurchbrechende Abzu-

39 A.a.O., S. 217.

40 A.a.O., S. 727.

41 A.a.O., S. 395.

42 Herbert Witzmann: ›Otto Heinrich Jaegers Freiheitslehre. S. 49.

streifende Zuvernichtende, an sich als diese Schöpfung in Gott ist sie als absolut absolut gut [...].«⁴¹

Die oben gestellte Frage nach der Beobachtung der Gewissensobjektivitäten für sich hat ihre Berechtigung. Denn um zu einem konkreten geistigen Inhalt zu kommen, müssen wir eine Freiheitstat auf ihre Motive und Triebfedern hin seelisch beobachten. In der freien Tat stammen sie aus den moralischen Ideen, die durch Intuition erkannt werden. Jaegers Ziel besteht allerdings in der absoluten Erkenntnis, die in der Analyse des reinen Freiheitsaktes zu erreichen gilt. Damit will er im »Schauen der Welt« zum Wissen der Wirklichkeit kommen. Bei ihm finden wir viele Ausführungen, die aus dem seelischen Erleben des Freiheitsweges und der seelischen Beobachtung stammen. Als Beispiele dafür werden u.a. oben die Entfaltung der Freiheitssidee im Bewusstsein beschrieben und das Sich-Schließen und Sich-Öffnen und Stehen in der absoluten Erkenntnis, was in der Anwendung des Reihenbegriffs auf die Natur wiederkehrt.

Mit Herbert Witzgenmann können wir zu Recht annehmen, dass Jaeger ein Vorverkünder des geistigen Schauens ist. Er gehört zu den zukünftigen Vergessenen, die eine Brücke zu Anthroposophie hätten bauen können. In ihrer Nähe und in ihrem Unterschied zur »Philosophie der Freiheit« nennt Witzgenmann Otto Heinrich Jaegers Freiheitslehre »ein Meditationsbuch [...], das wie kaum ein anderes zeitgemäß ist.«⁴²

HEINZ-GERD BANGE, geb. 1959 in Werl, Studium der Philosophie und Germanistik in Aachen, Abschluss mit Magisterarbeit über Otto Heinrich Jaeger, abgebrochenes Promotionsvorhaben über Johannes Kreyenbühl, dann Ausbildung zum Landwirt und entsprechende Tätigkeit in verschiedenen Zusammenhängen. Arbeitet seit 2005 verstärkt wieder an philosophischen Themen.

GIDEON SPICKER VERLAG

NEUAUFLAGE

Herbert Witzenmann
SCHÜLERSCHAFT IM ZEICHEN DES ROSENKREUZES
1985, 272 Seiten, Leinen gebunden
ISBN: 978-3-85704-156-3
Preis: 30 €

Aus der Vorrede Herbert Witzenmanns



„Die Absicht dieses Buches ist es, das Verständnis für das meditative Leben zu fördern und bei der Wegsuche zu seiner Übung Beistand zu leisten. Daher bildet den Mittelpunkt dieser Übungen der Besinnung der Aufsatz „Schülerschaft im Zeichen des Rosenkreuzes“, dessen Titel dem ganzen Buche vorangesetzt wurde. Entwickelt doch dieser Aufsatz seinen Gedankengang im Anschluß an eine der herrlichsten und wirksamsten Meditationen Rudolf Steiners, deren seelenverwandelnnde und geisterleuchtende Kraft in alle Richtungen des meditativen Lebens ausstrahlt.

Wenn der Inhalt des Buches um diese ideelle Mitte angeordnet wird, soll damit einem unverkennbaren Bedürfnis entgegengekommen werden. Bekundet sich dieses doch durch den Erfolg, welchen die vielen auf diesem Gebiete auftretenden Angebote für sich buchen können. Daher

wurde in den hier vorliegenden Ausführungen besonderer Wert darauf gelegt, eine zeitgemäße Charakteristik des meditativen Bewußtseins und seiner Ausübungsformen zu entwickeln. Sie wollen, neben ihrer inhaltlichen Hauptaufgabe, eine Unterscheidungshilfe gegenüber den vielen, oft veralteten, unüberprüfaren, mißverstandenen und nicht selten scharlatanhaften oder gar gefährlichen Empfehlungen bieten, die heute mit einer bisweilen bedenklich unkritischen Bereitschaft entgegengenommen werden. Demgegenüber will diese Aufsatzreihe darstellen, daß durch Rudolf Steiners Geisteswissenschaft eine neue, früher so nicht vorhandene Art der Meditation ausgebildet wurde. Wenn man in seinen Ratschlägen auch manche (in durchgängigen Wesenszügen des Meditierens bedingte) Übereinstimmungen mit älteren Anweisungen feststellen kann, so erhalten diese dennoch eine völlig veränderte Bedeutung durch die erkenntniswissenschaftliche Bewußtseinshaltung, die erst im Werk Rudolf Steiners entstand und ihnen ihre Eigenart verleiht. Diese ist mit keiner früheren Erscheinung auf diesem Gebiete vergleichbar.“

Alexander Schaumann

Die Bauhöhe des zweiten Goetheanums

Wie war dieser Bau gemeint?

Es ist bekannt, dass der Bau des zweiten Goetheanums nicht in jener Höhe errichtet werden konnte, die dem ursprünglichen Entwurf Rudolf Steiners entsprach. Doch welche Höhe war vorgesehen und wichtiger noch: Wie hätte der Bau dann gewirkt? In dieser Frage hatte ich mich immer an das von Rudolf Steiner gefertigte Baumodell bzw. seinen Gipsabguss gehalten. Günstige Umstände hatten mir erlaubt, von diesem Modell Fotos in einer dem realen Baueindruck entsprechenden Perspektive zu machen. Sie lassen eine Aufrichtekraft erkennen, die dem schließlich entstandenen Bau entschieden abgeht (Abb. 1).

Im Zusammenhang mit einer Arbeitsgruppe zu Tragen und Lasten in Vergangenheit und Gegenwart kam es zu einem weiteren Schritt. Die Säule als Inbegriff des Tragens ist durch eine unmittelbar erlebbare Kraftentfaltung gekennzeichnet. Wie weit reicht diese – bis hinauf ins Kapitell oder noch darüber hinaus? Dabei besann ich mich auf die anschauliche Methode des »Einmessens«, die danach fragt, wie weit die Kraft einer ins Auge gefassten Form ausstrahlt. Bei einiger Übung kann man zu sehr genauen Ergebnissen kommen, entsprechend der Sicherheit, mit der man fühlt, ob ein Intervall »sauber« gestimmt ist. Dabei ergab sich, dass die Kraft



Abb. 1 – Gipsabguss des Plastilinmodells des zweiten Goetheanums

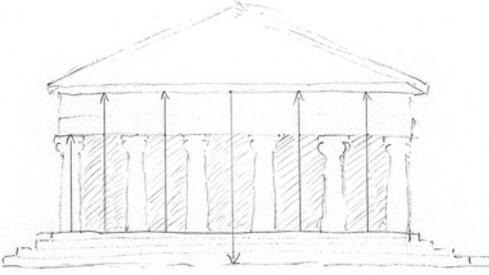


Abb.2 – Griechischer Tempel mit eingemessenen Proportionen

der Säule bis zur Oberkante der Abakusplatte reicht, d.h. bis hinauf zu der Ebene, an der sich die tragende und die lastende Kraft begegnen, und zwar unabhängig von der Epoche und unterschiedlicher Proportionierung. Darüber hinaus entdeckte ich, dass sich nicht nur Körper ins Auge fassen lassen. Fasst man z.B. den Zwischenraum zwischen den Säulen ins Auge, so ergibt sich die Höhe des Architravs, und fasst man diesen in umgekehrter Richtung ins Auge, ergibt sich die Höhe des Stylobats (Abb. 2). Lässt sich diese Entdeckung auch auf das zweite Goetheanum anwenden?

Auch bei einer solchen Untersuchung ergaben sich genau abgestimmte Verhältnisse, mit einer Ausnahme: Folgt man den in die Profilabbildung des Modells eingezeichneten Pfeilen und der durch sie angedeuteten Empfindung (Abb. 3), dann ergibt sich für die oberste Dachspitze eine nicht sehr beträchtliche, aber deutlich fühlbare Erhöhung, die dem Bau eine über alles Bisherige hinausgehende Präsenz verleiht. Zudem resultiert für die zu dieser Spitze hinaufführende Oberkante des den Bau überwölbenden Dachflügels eine Neigung, die der des oberen Abschlusses des Bühnenkubus entspricht und diese damit parallel versetzt fortführt. Das bringt eine Klarheit, die verblüfft, während der erhaltene Zustand des Modells eine gewisse Bedrückung erkennen lässt. Sollte es ursprünglich höher gewesen sein? Tatsächlich existiert die Überlieferung, Steiner habe die

Höhe des Plastilinmodells nachträglich mit einem Messer reduziert. Bisher wollte ich das nicht glauben, da aus der Zeit der ersten Baueingabe (April 1924) Zeichnungen mit noch weit höheren Dächern erhalten sind. Der dadurch entstehende Eindruck widerspricht der monumentalen Schlichtheit des Modells. Der auf dem Wege des Einmessens ermittelte Höhenunterschied dagegen überzeugt. Ist das ursprüngliche Aussehen des Modells damit ausgemacht?

Die weiteren Entdeckungen kamen durch die Initiative von Stephan Eisenhut zustande, der vorschlug, ausgehend von einer

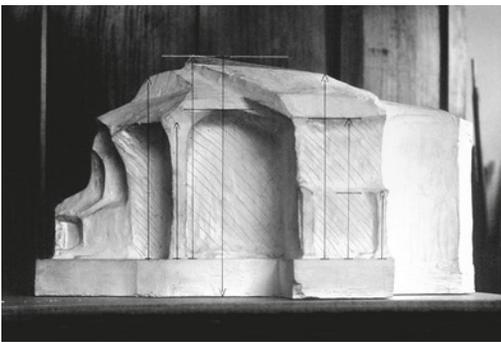


Abb. 3 – Die Proportionen des Baumodells durch Einmessen überprüft



Abb. 4 – Der ausgeführte Bau



Abb. 5 – Animation entsprechend dem Baumodell

Aufnahme des Baus (Abb. 4) die verschiedenen Dachhöhen zu animieren.¹ Schon der erste Schritt überraschte, da auf diese Weise die beim Modell zu beobachtende Steigerung der Aufrichtkraft viel deutlicher hervortritt (Abb. 5). Eine weitere Überraschung brachte die Animation der mutmaßlich ursprünglichen Höhe (Abb. 6). Der überwölbende Dachflügel wirkt kastig und schwer, wenn er allein für sich erhöht wird und sich dementsprechend nicht mehr sich verjüngend an das unter ihm befindliche Dach anschmiegt. Seine strömende und umhüllende Geste geht verloren. Steiner muss, wenn die nachträgliche Überarbeitung des Modells tatsächlich stattgefunden haben sollte, auch das Westdach reduziert haben. Lässt sich von der ursprünglichen Form eine Vorstellung gewinnen? Abb. 7 zeigt eine Möglichkeit. Könnte das Modell so ausgesehen haben? Ob so oder so ähnlich: Der Bau erhält auf diese Weise eine entspannte Höhe und da-

1 Dazu hat Stephan Eisenhut das Foto des Modells in einem Bildbearbeitungsprogramm über das Foto des ausgeführten Baus gelegt und die Proportionen des Baus an die des Modells angepasst. Dann wurde das Foto an die Dachsilhouette der Baravalle-Zeichnung angepasst, einschließlich weiterer Korrekturen, da bei Baravalle die Dachkante über der Fassade höher liegt als bei Modell und ausgeführtem Bau.



Abb. 6 – Animation der mutmaßlich zusätzlichen Erhöhung entsprechend.



Abb. 7 – Animation mit Erhöhung auch des Westdachs.

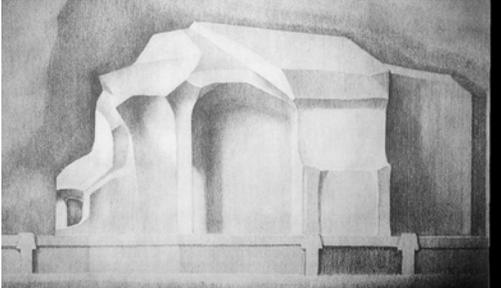


Abb. 8 – Zeichnung von Albert von Baravalle



Abb. 9 – Zeichnung des ersten Baugesuchs über das Modell gelegt.

rüber hinaus ein Dach, das auf eine viel deutlichere Weise den Innenraum umschließt – eine Qualität, die für das Verständnis des Baus nicht unwesentlich ist!

Gehäuse oder Artikulation des Innenraums?

Die Proportionen der bekannten, auch von Steiner geschätzten Zeichnung von Albert von Baravalle (Abb. 8) sind allerdings noch viel steiler. Warum? Diese Frage weist in die Richtung des ersten Baugesuchs (Abb. 9),² das eine Profilzeichnung enthält, welche die Höhe des Modells deutlich übersteigt, und zwar nicht nur die Dachspitze betreffend, sondern auch den Bühnenkubus, der – wie ein beigegebener Längsschnitt ausweist – über der Bühne einen Schnürboden enthält.³ Sollte das Gewinnen eines für einen Schnürboden notwendigen Raumes nicht erst im kommenden Winter in der Auseinandersetzung mit der Wiesbadener Bühnenausstattungsfirma eine Rolle gespielt haben? Es ist bekannt, dass diese Thematik zu einer Erhöhung des Bühnenkubus und damit zur Eliminierung der Höhendifferenz zum Hauptdach geführt hat. Aber schon das erste Baugesuch weicht von Steiners Modell deutlich ab. Warum hat Steiner entgegen allen geläufigen Theaterbauten den Bühnentrakt geringer dimensioniert, als den Zuschauerbereich? Hinter dieser Entscheidung verbirgt sich eine Frage, die anscheinend von niemandem gestellt wurde.⁴ Allerdings wurde versucht, durch das Anheben auch des Dachs über dem Zuschauerraum die entstehende Diskrepanz zu kompensieren. Infolge der später vereinbarten Reduktion der Bauhöhe noch unter die Höhe des Modells war das Beschreiten dieses Weges aber nicht mehr möglich. Auf diese Weise kam es zu der gedrungenen, einheitlich durchgehenden Dachplatte, die den ausgeführten Bau charakterisiert.

Die Verringerung der Bauhöhe war eine Konzession an eine sich ›Heimatschutz‹ nennende Vereinigung. Der Kompromiss lautete: nicht höher als der erste Bau. Von Seiten der Gemeinde Dornach und der Räte des Kantons Solothurn wurde das Bauvorhaben dagegen unterstützt. Ende November 1924 erklärte der Gemeindepräsident von Dornach: »Wenn in der ganzen Baufrage etwas zu bedauern ist, so ist es die Tatsache, dass – infolge des Druckes der Heimatschutzverbände und anderer Vereinigungen – die Bauherrschaft dazu gelangt ist, bezüglich der Höhe des Gebäudes Konzessionen zu machen, die unseres Erachtens zum Mindesten wesentlich zu weit gehend sind.«⁵ Und die ›Solothurner Zeitung‹ kam anlässlich des Richtfestes am 19. Januar 1926 zu der Einschätzung, »dass der Bau trotz seiner Größe sich gut in das Landschaftsbild einfügen wird und dass die vielen und allzu schweren Bedenken, die in dieser Hinsicht geäußert worden sind, unbegründet waren.«⁶

Der Eindruck, dass das Dach Innenraum umgreift, ging infolge dieser Entscheidungen weitgehend verloren. Dieser Eindruck entscheidet aber über das Verständnis des Baus. Ist der Bau mit seinen so ungemein sprechenden Formen lediglich als ein geformtes Gehäuse zu verstehen – oder ergeben sich seine Formen aus einer Auseinandersetzung zwischen Innenraum und Außenraum, sodass das eigentlich Sprechende des Baus in der Dynamik seines sich bis nach außen hin artikulierenden Innenraumes besteht? Die dargestellten Versuche mögen dazu anregen, sich dem Bau mit neuen Fragen zu nähern.

ALEXANDER SCHAUMANN, geb. 1953, Studium der Malerei bei Gerhard Richter und Gerard Wagner, freischaffender Dozent für Malerei, Kunstgeschichte, Anthroposophie, Natur- und Menschenbetrachtung. Tätig in der Waldorfindergartenaus- und -bildung, lange auch in China, und in der Anthroposophischen Gesellschaft in NRW.

2 Vgl. Rudolf Steiner: ›Das architektonische Werk I: Das Goetheanum und seine Vorläufer‹ (GA K1-10/57), Dornach 2022, S. 378.

3 A.a.O., S. 377. Dieser Querschnitt zeigt, im Unterschied zur Seitenansicht, ein noch viel steileres und damit weiter hinauftragendes Dach, dessen Spitze mit 419 m (über NN) angegeben wird. Die erwähnten, mich befremdenden Zeichnungen vom April 1924 entsprechen diesem Längsschnitt. Da die später festgelegte Bauhöhe 410 m (über NN) beträgt, ergibt sich eine Differenz von 9 m, was dem Maß entspricht, um das einer Überlieferung zufolge die Bauhöhe reduziert worden ist. Gegenüber dem Modell – sowohl in der erhaltenen als auch der mutmaßlich ursprünglichen Fassung – ist die Reduktion aber viel geringer.

4 Vgl. die ausführliche Darstellung zu den Bühnenfragen der beiden Goetheanumbauten in Dino Wendtland: »... ein Lebendig-Dramatisches vor dieses Plastische hinstellen« – Zum gestalteten Bühnenraum im Goetheanum, in: ›Stilk Epiphanias/Ostern 2020, S. 27-67.

5 GA K1-10/57, S. 353.

6 A.a.O., S. 364.

& emendare ubicumq. necesse fuit. & emendatum legem scribere & ut iudices per scriptum iudicasset & munera non accepissent. sed omnes homines pauperes & diuites in regno suo iustitia habuissent.

& eo anno peruenit elefantis in francia. **DCCCLIII** Ipso anno impetator karolus caelestis **XXVI** un apud aquis palatium pascha. & conuentum abiit Admogontiam. & ipse sine hoste fecit eodem anno excepto quod scaxer suas transmisit in circuitu ubi necesse fuit.

Lesen wir thaz fuor. Ther heilott iur mudo
yeuntane. quiz run thaz erz einen braman kyas
Qua fone samario. ein quena sario. seephan thaz quaz
thannanoh solas er. Dat er sib ketten can das erp thaz ther thara
Bianay kerof. du guot man. dag uthir geba trinkin. iane ne yant
uuz ze xrist. the uedan unsera uult uirp ober thu uuz
uuelih gozes. gte ist vnte den er cantis mit thermo donat
tis tubatis. dir unnen sinet kee prunnen distubid
ist sozruif. federo ih' er mina luf nohtu habis
dag thu thef ki seephes. uuar mah' thu guot man
prunnen. ne bistu leuten kelop. mer than uedob
brunnen. tran eron ich sinaman. sinu smale
uuz. ze. Ther trinkit this uuz. ze
der afar trincht. dag min then lagit
uuar pruston in euon mit luston. Herro
uuz. ze. Galit du mir. dag is mit uoar. ze. ne lan heya duster
uub. uedih anne uert. hole heya dinen uirt. iuqua sul libit
commen ne hebti. uerz ih. dag du uuz. segit. dag
ne hebti. du hebti. her finit. dir ze uollite. clax
uuebit. mer. uerz ih. Herro in dir. uuz. sein. dag
forans. er. ge borana. uerz ih. in berega. unsera
tan. ma. y. na. da. thobit. sagam. keo. jana. thia. bita. in. hie.

Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 515: Annales Laureshamenses / 'Christus und die Samariterin', Oberrhein, vermutl. Alemannien, um 800

Walter Schafarschik

Christus und die Samariterin

Gedanken über einen althochdeutschen Text aus den mittelalterlichen Schreibstuben des Klosters Reichenau

Aus der Mitte des 10. Jahrhunderts ist das anonyme Text-Fragment eines althochdeutschen Textes auf rätselhafte Weise aus einem der Skriptorien (Schreibstuben) des Klosters auf der Bodenseeinsel Reichenau auf uns gekommen. Es handelt sich um eine poetische Fassung von Joh 4,1-42, der Begegnung Jesu mit einer samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen in Sichem.

Und so könnte es gewesen sein: Ein Bruder aus dem Orden des Hl. Benedikt im Kloster auf der Reichenau ging an einem uns unbekanntem Tag um die Mitte des 10. Jahrhunderts nach der mittäglichen Ruhe wieder in das Skriptorium zu seiner Arbeit, dem Abschreiben eines trockenen historischen Textes, der ›Lorscher Annalen‹ (›Annales Laureshalmenses‹), einer Aufzählung von Ereignissen aus der Zeit Karls des Großen.

Immer noch klang in ihm die heutige Lesung im Refektorium während des Essens nach. Bruder Egbert hatte da im Wechsel mit dem Bruder Hluodwig wieder den Text gesungen, der sich ihm schon tief eingeprägt hatte – den Inhalt kannte er aus dem Johannesevangelium und aus der Erzählung, die der Ordensbruder Otfrid aus Kloster Weißenburg im Elsaß einst in seinem ›Liber evangeliorum‹¹ gegeben hat: Die Begegnung Jesu mit der samaritanischen Frau am Brunnen bei Sichem. Aber wieviel schöner waren diese Reime, und wieviel dem heiligen Evangelium näher erschien ihm heute Egberts Gesang im Vergleich zu der breiten und auslegenden Erzählung Otfrids, die er schon mehrmals im Refektorium als Gesang gehört hatte! Wie schön

1 Vgl. Walter Schafarschik: ›Der Marienpreis im Evangelienbuch des Otfrid von Weißenburg. Die Geburtsstunde der deutschen Marienlyrik‹, in: DIE DREI 6/2021, S. 19-26.

2 Vgl. Peter F. Ganz: ›Zeilenaufteilung im *Wessobrunner Gebet*‹, in: ›Festschrift für Ingeborg Schröbler zum 65. Geburtstag‹, hrsg. von Dietrich Schmidtke und Helga Schüppert, Tübingen 1973, S. 39-51; Walter Schafarschik: ›*enti do uuas der eino almah-tico cot*. Über das Wessobrunner Gebet‹, in: ›Jahrbuch für Schöne Wissenschaften III‹, Dornach 2011, S. 250-257.

3 *thegana*: Degen, Helden. Hier lebt germanisches Gefolgschaftsdenken fort. Die Jünger sind das Gefolge, Christus ist ihr heldenhafter Anführer. Dieser und die folgenden Kommentare nach Karl A. Wipf (Hrsg.): ›Althochdeutsche poetische Texte‹, Stuttgart 1992, S. 302.

war das heute wieder gehörte Gespräch zwischen dem Christus und der samaritanischen Frau!

An seinem Schreibpult angekommen, musste er sich zunächst wieder auf seine Arbeit konzentrieren. Doch als er mit seinem Pensum fertig war, da wagte er etwas für einen auf das Gehorsamsgelübde verpflichteten Mönch durchaus Gefährliches weil Eigenmächtiges: Auf die zu dreiviertel freie Seite des von ihm kopierten Originals der ›Lorscher Annalen‹ schrieb er auf, was sein gutes Gedächtnis von dem Gesang bewahrt hatte. Für die letzte Zeile fand er noch Platz auf einem schmalen Streifen auf dem unteren Ende der vorhergehenden Seite. Der Schluss fehlt – weil kein Platz mehr übrig war oder weil das Gedächtnis nicht mehr hergab? Dennoch zeigt der Text – an abgeschabten Stellen – offensichtliche Korrekturen. Es war dem Schreiber wohl um die strenge Prüfung seines Gedächtnisses zu tun.

So könnte es gewesen sein. Auf jeden Fall ist dieser Textbefund ganz außergewöhnlich. Es gibt nur ein Parallelbeispiel, das ›Wessobrunner Gebet‹ oder ›Wessobrunner Schöpfungsgedicht‹, das sich ebenfalls inmitten eines lateinischen Sach-Textes befindet. Jüngere Untersuchungen kommen zu dem Schluss, der Schreiber habe das althochdeutsche Gedicht entweder aus einer Vorlage übernommen oder es aus dem Gedächtnis festgehalten, weil er es öfter von neuem lesen »und darüber meditieren wollte«². Was unser Gedicht betrifft, könnte es aber auch sein, dass der unbekannte Mönch mit seiner Gedächtnisat einfach nur etwas Schönes und Wertvolles festhalten wollte.

Christus und die Samariterin

Interlinearübersetzung

Lesên wir thaz fuori
Wir lesen, dass einherzog

ze untarne wizzun thaz
Gegen Mittag – das wissen wir

Quam fone Samario
Da kam von Samaria

scephan thaz wazzer,
um das Wasser zu schöpfen,

Bat er sih ketrencan
Er bat, ihm zu trinken zu geben

wurbon sina thegana³
Seine Helden gingen zu erwerben,

ther heilant fartmuodi.
der wegmüde Heiland

er zeinen brunnon kisaz.
setzte er sich an einen Brunnen.

ein quena sârto,
eine Frau alsbald

thanna noh sô saz er.
während er noch da saß.

daz wîp thaz ther thara quam.
das Weib, das daherkam.

be sina lipleita
für seine Nahrung.

»Biuuaz kerôst thû, guot man, daz ih thir geba trinkan?
 »Warum verlangst du, guter Mann, dass ich dir zu trinken gebe?
 îâ ne niezant wizze Christ,⁴ thie ludon unsera wist.«
 Wahrlich – wisse es, Christus – nicht genießen die Juden unsere Speise.«
 »Wîp, obe thu wissîs⁵ wielîh gotes gift ist,
 »Frau, wenn du wüsstest, von welcher Art Gottes Gabe ist,
 unte den ercantîs, mit themo dû kôsôtîs⁶,
 und den erkennst, mit dem du sprichst,
 tû bâtîs dir unnen sînes kecprunnen⁷.«
 du bâtest darum, dass er dir gönnte von seinem Lebensquell.«
 »Disiu puzza⁸ ist sô tiuf ze dero ih heimina liuf,
 »Dieser Brunnen ist so tief, zu dem hin ich von zu Hause her lief,
 noh tû ne habis kiscirres⁹ daz thû thes kiscephês:
 du hast kein Gefäß, dass du daraus schöpfen könntest.
 wâr maht thû guot man neman quecprunnan?
 Woher willst du, guter Mann, den Lebensquell nehmen?
 ne bistû liuten kelop mêt than Iacob.
 Du bist bei den Menschen nicht berühmter als Jakob.
 Ther gab uns thesan brunnan tranc nan ioh sîna man:
 Der gab uns diesen Brunnen, er trank daraus und auch seine Männer,
 sîniu smalenôzzer¹⁰ nuzzon thaz wazzer.«
 und seine Schafe nutzten das Wasser.«
 »Ther trinkit thiz wazzer, be demo thurstit inan mêt,
 »Wer dieses Wasser trinkt, bei dem dürstet ihn immer wieder,
 der afar trinchit daz mân, then lâzit der durst sîn:
 wer aber meines trinkt, den verläßt der Durst:
 iz sprangôt imon¹¹ pruston in êuuôn mit luston.«
 denn es springt ihm in der Brust in Ewigkeit mit Freuden.«
 »Herro, ih thicho ze dir thaz wazzer gâbîst dû mir,
 »Herr, ich bitte dich, das Wasser mögest du mir geben,
 daz ih mêt ubar tac ne liufi hera durstac.«
 dass ich nicht mehr den Tag über durstig hierher laufe.«
 »Wîb, tû dih anevert, hole hera dînen uirt.«
 »Weib, begib dich fort, hole deinen Mann hierher!«
 siu quat, sus, libiti, commen ne hebiti.
 Sie sprach, sie lebe so: Einen Mann habe sie nicht.
 »Weiz ih daz dû wâr segîst, daz dû commen ne hebist.
 »Ich weiß, dass du die Wahrheit sagst: Du habest keinen Mann.
 dû hebitôs êr finfe dir zi volliste.
 Du hattest bisher fünf zu deiner Hilfe (die dich versorgten).
 dez mahttû sichûre sîn: nû hebist ênin der ni is dîn.«
 Dessen magst du gewiss sein: jetzt hast du einen, der nicht deiner ist.«

4 *vuiz-ze christ*: im Sinne von: »Weiß Gott! Gott sei's geklagt!« Hier ein Anachronismus, da die Samariterin keine Christin ist.
 5 *vvis-sis*: falsche Wortabgrenzung durch Interpunktion.
 6 *kosotis*: von *koson* = reden, erzählen.
 7 *kec-prunnen*: *kec* = *quec*, nhd. noch in *quicklebendig*.
 8 *puzza*: *pfuzzi*; nhd. *Pfütze*; hier Brunnen.
 9 *kiscirres*: Geschirr zum Schöpfen.
 10 *smalenozzer*: »Schmaltiere« = Kleinvieh, Schafe.
 11 *imon*: *imo in*.
 12 *altmaga*: *mag* = der Verwandte; *altmag* = ein Verwandter, der in früherer Zeit lebte, Altvorderer.

»Hêrro, in thir wigit scîn, »Herr, an dir wird deutlich,	daz thû maht forasago sîn: dass du ein Prophet sein kannst:
for uns êr giborana Die vor uns Geborenen,	betôton hiar in berega, beteten einst hier in den Bergen;
Unser altmâga ¹² unsere Vorväter	suhton hia genâda: suchten hier Gnade:
thoh ir sagant kicorana Doch ihr sagt, die auserwählte	thia bita in Hierosolima ¹³ .« Gebetsstätte sei in Jerusalem.«

Der Missionar des selbstständigen Ich

Dass diese Szene aus dem Johannesevangelium im Mittelalter große Bedeutung hatte, kann man bei Augustinus nachlesen.¹⁴ Der unbekannte Autor der poetisierten Fassung kannte sicher dessen Vorträge über das Johannesevangelium. Ohne auf Einzelheiten der christologischen Betrachtungen des Augustinus einzugehen, sei nur auf den Beginn seiner Überlegungen hingewiesen, die zeigen, welche Bedeutung er dieser Stelle zumisst:

Nun also nach diesem Eingang, durch welchen er zu dem Gespräch mit jenem Weibe kommt, wollen wir das übrige erwägen, was voll ist von Mysterien und reich an Geheimnissen [...] Denn nicht umsonst wird Jesus müde; nicht umsonst wird die Kraft Gottes müde; nicht umsonst wird der müde, durch den die Müden gestärkt werden; nicht umsonst wird der müde, bei dessen Abwesenheit wir ermüden, bei dessen Anwesenheit wir gekräftigt werden. Doch Jesus wird müde, und er wird müde von der Reise und setzt sich und setzt sich bei dem Brunnen und setzt sich ermüdet um die sechste Stunde.

13 Eigentlich heißt die Stadt *Ieru-salim*. Šalim war die präisraelitische, kanaanäische Gottheit der Stadt. Die griech. Christen hörten in ieru aber ἱερός = heilig, woraus sie die Form *Hiero-solyma* konstruierten, was wahrscheinlich so etwas wie »Heilige Stadt« heißen sollte. – Die Frau beruft sich auf das samaritanische Schisma. Josia annektierte in der 2. Hälfte des 7. Jhs. v. Chr. die Provinz Samaria und beseitigte im Zuge seiner Restaurationsbestrebungen die lokalen Kultstätten, darunter das altherwürdige Beth-El (2 Kön 23,15), wo die Geschichte Jakobs mit der Himmelsleiter spielte (Gen 28,10ff.). Er zentralisierte das gesamte Kultwesen in Jerusalem, wogegen die Samaritaner Widerstand leisteten. Später scheinen die aus dem Babylonischen Exil zurückgekehrten Bewohner Judas den Wiederaufbau des 587 v. Chr. unter Nebukadnezar zerstörten Jerusalemer Tempels als ihr alleiniges Recht betrachtet zu haben und bezeichneten die Israeliten der Nachbarprovinzen, namentlich die Samaritaner, als kultisch unrein.

14 Vgl. den 15. Vortrag der »Vorträge über das Johannes-Evangelium (Tractatus in Iohannis Euangelium), in: »Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus Vorträge über das Evangelium des hl. Johannes«, übers. von Thomas Specht, München 1913-1914.

15 A.a.O., S. 254f.

16 Rudolf Steiner: »Das Johannes-Evangelium« (GA 103), Dornach 1985, S. 99f.

Dies alles hat eine Bedeutung, zeigt etwas an; es macht uns gespannt, mahnt uns, zu klopfen. Er also öffne uns und euch, er, der sich würdigte, uns zu mahnen mit den Worten: »Klopfet an, und es wird euch aufgetan werden.« [Mt 7,7] Deinetwegen ist Jesus ermüdet von der Reise. Wir finden die Kraft Jesus, wir finden den schwachen Jesus; den starken und den schwachen Jesus [...].¹⁵

Auf ein anderes Geheimnis dieser Szene weist Rudolf Steiner in seinen Vorträgen über das Johannesevangelium hin:

Und das andere, was uns gezeigt wird, ist, daß der Christus immer eine Mission erfüllen will, die absieht von den bloßen Blutsbanden. Es wird uns das ganz deutlich gezeigt dadurch, daß er hingeht zu der Samariterin am Brunnen. Er gibt ihr die Unterweisung, die er denen geben will, deren Ich herausgehoben ist aus der Blutsgemeinschaft. [...] Darauf wird hingewiesen, daß es etwas Besonderes ist, daß der Christus zu einem Volke geht, dessen Iche aus der Gruppenseele herausgehoben, entwurzelt sind. Das ist das Wichtige, worauf es ankommt. [...] Nicht nur das, was sich durch die Blutsbande zusammenschließt in Volksheiraten, sondern auch das, was nach Blutsbanden sich in Stände sondert, durchbricht der Christus. Zu denen kommt er, deren Ich sozusagen entwurzelt ist: [...] Überall werden Sie darauf hingewiesen, daß Christus der Missionar ist von dem selbständigen Ich, das sich in jeder Menschenindividualität findet. Daher darf er auch sagen: Ich spreche, wenn ich von mir spreche, in höherem Sinne gar nicht von meinem in mir darin sitzenden Ich, sondern wenn ich von dem »Ich-bin« spreche, so spreche ich von einer Wesenheit, von etwas, was jeder in sich findet. Mein Ich ist eins mit dem Vater; aber das Ich überhaupt, das in jeder Persönlichkeit ist, ist eins mit dem Vater. – Das ist auch der tiefere Sinn der Unterweisung, die der Christus der Samariterin am Brunnen gibt.¹⁶

Etwas von der Atmosphäre dieses Ortes versuchte Emil Bock auf seiner Palästina-reise 1934 einzufangen:

Bald sehen wir zur Rechten und zur Linken bereits Ebal und Garizim, den Berg des Segens und den des Fluches,

die Drei 4/2024

WALTER SCHAFARSCHIK, geb. 1939, Germanist und Historiker, 1968-2002 Lehrtätigkeit in Hochschule und Schule; Vortragstätigkeit sowie Veröffentlichungen zur deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Moderne.

auffragen, die alten Höhenheiligtümer der Samaritaner. Palästina ist wohl das Gebiet, das einmal am reichsten an Naturheiligtümern war, an heiligen Höhen, Grotten, Gärten. In Judäa mußten alle diese Kultstätten der alten Zeit dem abstrakten monotheistischen Gedanken und dem einen Tempelplatz weichen. In Samaria und Galiläa jedoch konnte die jüdische Kultuskonzentration nie voll durchdringen. Die Natur wirkt dort zu stark auf die Seelen, als daß ein abstrakter Gedanke den Naturwirkungen hätte die Waage halten können.

Zwischen den beiden Bergen, vor dem Eingang der Stadt Nablus, kommen wir an den uralten Jakobsbrunnen, eine der authentischsten Stätten des Landes, wie man gewöhnlich sagt. Die griechischen Mönche haben den Brunnen gut gepflegt und ihm sein Milieu erhalten. Wirklich waltet etwas von urzeitlicher Stimmung in der kleinen, alten Kapelle. Wir trinken aus dem Brunnen, und der kräftige Geschmack des kühlen Wassers bringt uns die ätherische Andersartigkeit der uns jetzt umgebenden Welt zum Bewußtsein.

Wir durchwandern sodann die Stadt Nablus, das alte Sichem. [...] Durch das steile Gassengewirr dringen wir schließlich zu der kleinen, uralten Synagoge der Samaritaner vor. Nur noch wenig über 100 Angehörige besitzt diese Religionsgemeinschaft. [...] Tragisches Geschick einer uralten Geistesströmung: auszusterben in dem Zeitpunkt, für den die Ankunft des Messias geweissagt ist: 6000 Jahre nach der Weltschöpfung. Offenbar ist der Blick dieser Prophetie auf die Erscheinung des ätherischen Christus gerichtet unter Verkennung der physischen Christuskarnation zu Beginn unserer Zeitrechnung.¹⁷

Um an den Bodensee zurückzukehren: Unter den ottonischen Herrschern (919 bis 1024) erlebte das Benediktinerkloster auf der Reichenau eine kulturelle Blütezeit. In diesen Jahrzehnten wurde auch die Reichenauer Schreibschule mit ihren kostbar geschmückten Pergamenthandschriften berühmt. Damit verglichen war das Kopieren der ›Lorscher Annalen‹ nur Alltagsarbeit, ohne künstlerischen Wert. Umso mehr sind wir Heutigen dankbar, dass uns dieses Zeugnis althochdeutscher Dichtkunst auf diese merkwürdige Weise überliefert worden ist.

17 Emil Bock: ›Reisetagebücher. Italien – Griechenland – Palästina‹, Stuttgart ²1960, S. 381f.

Andreas Laudert

Prag, Viktoriahotel

Eine Gegenbewegung – Zweiter Teil

»[N]ichts ist mir geschenkt, alles muß erworben werden, nicht nur die Gegenwart und Zukunft, auch noch die Vergangenheit, etwas das doch jeder Mensch vielleicht mitbekommen hat, auch das muß erworben werden, das ist vielleicht die schwerste Arbeit, dreht sich die Erde nach rechts – ich weiß nicht, ob sie das tut – müßte ich mich nach links drehen, um die Vergangenheit nachzuholen [...].« – Franz Kafka¹

Ich wache mitten in der Nacht auf. Da ist Geschmack von Blut in meinem Mund. Ich weiß sofort, was das bedeutet. Ich schlage die Decke weg, huste. Obwohl es dunkel ist, sehe ich den Auswurf. Ich habe es im Blut. Sagt man doch. Es bedeutet, dass man »es« mit seinem Ich verbunden hat, dass es einem gehört, als Fähigkeit, an die man sich immer erinnern wird. Ich besitze die Fähigkeit, mich krankzumachen und mich zu heilen.

Ich habe es kommen sehen und gleichzeitig konnte ich es nicht verhindern. Ich bin nicht mit mir verbunden. Ich bin weit davon entfernt, zu meinen, wenn ich mich an Dr. Steiner gehalten hätte, würde ich diesem Schicksal entgehen, das heute Nacht seinen ersten Gongschlag getan hat. Aber warum kommt mir dieser Gedanke? Ich trete ans Fenster und blicke in die Dunkelheit im Viertel. Ich erwache in einem neuen Leben. Einem Leben als Kranker. Man kann offenbar sein Bewusstsein wie ein Kind an- und ausknipsen. Was ein Kind nicht sehen will, davor verschließt es die Augen. Es zieht sich eine Decke über den Kopf und die bösen Monster sind verschwunden. Dieser verdammte Husten. Ich hatte mich die ganze Zeit gefragt, wo

¹ Vgl. Franz Kafka, Brief an Milena Jesenská vom November 1920, zitiert nach ders.: »Briefe an Milena«, erweiterte und neu geordnete Ausgabe, hrsg. v. Jürgen Born und Michael Müller, Frankfurt a.M. 1986 – Dem folgenden fiktiven Text liegen die Tagebuchnotizen Kafkas zugrunde, die er vor und nach der Prager Begegnung mit Rudolf Steiner im Vorfrühling 1911 erstellt hat. Im Text wurden einige Tagebuch-Passagen indirekt eingewoben.

Nur an Sätzen gemeißelt

meine Teufel wohl ansetzen würden. Ich hatte auf das Herz getippt. Ich nehme ein Trockentuch von der Küchenzeile, mache eine Lampe an und wische das Blut weg. Halbwegs. Dann lege ich mich wieder hin und schlafe ein. Ich schlafe wie ein Stein.

Ich bin auf dem Land. Ich bin in Sicherheit, in der Natur. Alles, was ich an mir hasse, schweigt. Vor der Schafgarbe muss ich keine Pirouetten drehen und keine sozialen Manöver veranstalten. Ich muss vor der Erle nicht strammstehen, vor der Buche nicht glänzen, vor dem Huflattich auch nicht und vor der Entenfamilie schon gar nicht. Das Geplätscher eines Bachs. Alles geht langsam und man muss nichts leisten. Ich will mich in die Brennesseln legen. Ich fühle nichts. Ich will ausruhen. Mückenstiche sind wie Gestreicheltwerden. Ich finde mich verlegen, wenn ich mit den Leuten rede, aber das kommt nur mir in mir so vor; die Leute mögen mich. Ich bin jetzt selber der Doktor. Der kranke Doktor. Wann habe ich mich je mit der Erde verbunden? Jetzt, wo ich mich ständig erholen muss, wo ich huste, verlangt es niemand von mir. Ich sehe Otlaschuften, ich stehe daneben, wie immer elegant gekleidet, bereit zum Spaziergang nach Oberklees; sie gibt mir noch etwas Geerntetes mit. Sie lässt mich wie ich bin. Meine Krankheit ist meine Verbindung zur Erde. Alles wächst von unten nach oben. Der Fingerhut. Die Nachtkerze. Die Wegwarte. Der Lavendel. Ich habe immer nur an Sätzen gemeißelt. Ich habe kein Holz gehackt. Ich habe kein Kind gezeugt. Ich habe kein Haus gebaut. Das Schreiben steht mir im Weg. Es ist der Hüter, an dem ich vorbeimuss und den ich durch das Schreiben erschaffen habe.

Das Meer

Ich schaue aufs Meer. Meine Zehen spielen im warmen Sand, gedämpft hört man das Plätschern und Rauschen der Wellen. Der Blick wird weit. Ich bin an der Ostsee. Ich habe heute Nacht von ihm geträumt, nach all der Zeit. Sozusagen ein Einfall wieder mal von der Mitte her, an einer beliebigen Stelle meines Lebens, nicht an der Wurzel, in tieferen Gründen.

(Antizyklisches Leben. Ich lasse mich gehen. Aber mein Geist lässt mich noch nicht gehen.)

Mein brillanter nächtlicher Blutsturz im Schönborn-Palais, und meine Biografie bog endgültig ein in die Straße des Todes. Nie mehr würde es um sowas wie Erfolg gehen. Es ging immer nur darum, mich selbst zu verstehen. Es liegt da was vor. Es liegt etwas vor gegen mich.

Was hat mich nur damals so traurig gemacht? Ich weine zu selten. Ich kenne nur die Gemeinschaft mit mir, und sie ist fürchterlich. Meine Angehörigen heißen Angst, Zorn, Selbstverachtung. Sie sitzen mit übereinander geschlagenen Beinen um meinen Schreibtisch und unterhalten und amüsieren sich prächtig. Hätten die Gedanken Hände, so griffen sie in meinem Kopf verzweifelt nach einander, um sich an etwas, an einander, festzuhalten. Aber sie fallen, stürzen, platzen. Das Meer. Schon das Wort wäscht mich rein. Ich halte mir die Hand flach über die Stirn wie ein Indianer. Mein Blick schweift über die Prärie. Dann ergreife ich die Zügel und gebe meinem Pferd die Sporen. Auf geht's in die ewigen Jagdgründe. Die heiße Luft flimmert mir vor den Augen. Es war alles nur: heiße Luft. Ich friere. Die Ostsee schwimmt im gleißenden Horizont.

Ich weiß nicht, wo ich bin. Ich steige zumindest nirgendwohin mehr auf. Ich liege flach. Dora hat mal wieder einen neuen Arzt rufen lassen, diesmal offenbar einen, der ihn kennt. Ihre Idee, nicht meine. Es tut gut, wie er zu mir ist, menschlich. Das ist freilich keine Kunst. Erst später erfahre ich, dass es sich bei Dr. Glas um einen Anhänger Steiners handelt. Vielleicht ist er auch kein »Anhängler«, vielleicht ist es das falsche Wort, vielleicht sind es immer falsche Worte, die wir benutzen und die wir einander umhängen wie Mühlsteine. Auch ich bin anhänglich. Ich werde auf dem Sterbelager immer anhänglicher. Ich hänge plötzlich am Leben, ausgerechnet, an diesem meinem Leben, das ich so oft hasste. Nun ja, auch das ist nicht verwunderlich. Ich möchte eben nicht gehen. Der Tod ist ein Ende von Möglichkeiten. Ich habe Angst vor dem Raum, in den ich eintreten, nein, in den ich vom Tod geführt werde. In irgendeinen geistigen Raum werde ich gewiss mit ihm, meinem Tod, gelangen. Der Tod wird meine Hand nehmen, und der Blick Doras, den ich vor Sekunden noch auf mir liegen fühlte, auf mir ruhen, gefüllt mit Tränen, ihr Blick wird verschwunden sein, oder mein Blick in ihrem Blick, unser gemeinsames Sehen wird zu Ende sein. Vielleicht schließt Dora die Augen, vielleicht sucht sie Roberts Hand, vielleicht bricht sie verzweifelt zusammen – ich werde es nie erfahren. Vielleicht ist der Tod auch keineswegs das Ende aller Möglichkeiten, sondern ihr Beginn: Alles in den besten Anfängen! Als ich diese Nachricht, über Dora, nach Prag an die Eltern übermittelte, glaubte ich es für einen Moment selber. Ich fasste im Leben immer nur Zutrauen zu dem, das von außen auf

Heilung, die aus
einem Ganzen wirkt

mich zukam. Ich misstrauere dem eigenen Willen. Deshalb ging auch das Hotelgespräch schief. Ich wusste ja damals gar nicht, was ich von ihm wollte. Ich versuchte, für mich zu werben, indem ich meine Lage mit der seinen verglich. Welche Hybris. Welch törichter Vergleich, als Bescheidenheit maskiert.

Wie hätte er wohl reagiert, wenn ich in entwaffnender Ehrlichkeit gesagt hätte: Herr Doktor, ich weiß nicht, was ich von Ihnen will, ich weiß nicht, warum ich nun in diesem Audienz-zimmer vor Ihnen stehe. Im Victoriahotel! Wer von uns wird den Sieg davontragen? Wer wird sich selber besiegen? Reichen wir uns die Hand! Was wollen wir tun, was werden wir reden?

Es wäre ein offener Raum entstanden. Allerdings neigen Autoritäten dazu, sich schnell beleidigt zu fühlen, so, als verschwende man ihre Zeit. Und wäre ich denn wirklich entwaffnend ehrlich gewesen? Ich hätte wahrscheinlich in dem Moment, in irgendeinem Winkel meines schrecklichen Narzissmus, in mir den Wunsch gehegt, dass Dr. Steiner noch von dieser meiner Offenheit beeindruckt gewesen wäre. Ich hätte auch diese meine Strategie von der Seite beobachtet. Ich hätte mir selber imponiert. Und dann wäre der nächste Franz erschienen und hätte den ersten, oder genauer den zweiten, ebenso von der Seite betrachtet und kritisch betrachtet, skeptisch und bekümmert: Was tust du denn da? Du bist ja noch immer nicht wahrhaftig! Dein Herz ist verschlossen, dabei will es sich doch öffnen, aber das kann nur dein Herz selber tun, nicht ich. Und so geht es ins Unendliche fort. Wo zwei oder drei im Namen Franz versammelt sind, da gehe ich mitten unter ihnen unter.

Robert merkt, dass mich der anthroposophische Arzt traurig macht. Ich will, dass jemand menschlich ist aus sich heraus. Jetzt, durch die Information, dass Dr. Glas diagnostisch nach ihm arbeitet, denke ich sofort, er handele an mir aus einer bestimmten Vorstellung heraus. Aber das stimmt erkennbar nicht. Er stand einfach nur an meinem Bett und stellte Fragen. Er sprach sich mit Dr. Hajek. Er will sogar ein zweites, ein drittes Mal kommen. Es freut mich. Sofern in mir noch Freude ist. Es gibt nur blinde, verzweifelte, kindliche Hoffnung. Vermutlich ist es kein Widerspruch, dass jemand ganz aus sich heraus ein anständiger Mensch ist und trotzdem dabei aus einer bestimmten Idee vom Menschen schöpft. Ich glaube an Heilung, die aus einem Ganzen wirkt. Immer schon glaubte ich daran. Die Sache ist nur die: Dr. Glas kommt zu spät. Robert und Dora staunen über die Wehmut in mir. Ja, es betrübt mich, dass Dr. Glas An-

throposoph ist, aber ich weiß nicht wirklich, warum. Es ist eine Art Bitterkeit, doch warum macht es mich bitter? Weil ich den Mediziner darum beneide, dass er jung ist? Dass er sich geborgen fühlen kann in einer spiritueller Gemeinschaft mit anderen Ärztinnen und Ärzten? Dann würde ich nur wieder mir selber leidtun. Natürlich ist zu sterben eine Kränkung. Aber wo, wenn nicht auf dem Sterbelager, darf der Mensch sich leidtun?

Ich bin so streng mit mir. Ich war in so vielen Dingen nicht streng genug im Leben, und in anderen Bereichen war ich es umso mehr, war ich es mutwillig, blindwütig. Dr. Glas sah mich warmherzig an, mild und weich und interessiert. Er begriff wohl sofort, dass hier nichts mehr zu retten ist.

Hatte ich je Ideale? Ich mag alles Unmittelbare, alles Natürliche, und wenn etwas ohne Umwege, ohne Philosophien, ohne Herleitungen schön und wahr und gut ist. Ich glaube nicht daran, dass Menschen, die sich lieben, sich auch noch erziehen sollten. Nie fand ich das Maß zwischen Vertrauen und Zweifel. Ich zweifelte stets noch weiter, wenn ich doch dabei war zu vertrauen, und ich vertraute nach außen zu sehr, wenn ich doch insgeheim zweifelte. Ich urteilte, wo es genügt hätte, wahrzunehmen, und gleichzeitig nahm ich lediglich wahr, dass ich handeln musste, wo ich einfach hätte handeln können. Das Missverständnis ist das Gesetz meines Lebens. Ich habe Angst, dass nach meinem Tod die Unwahrheit über mich verbreitet werden wird, weil ich selber in der Unwahrheit war. Unwahrheit wird von außen auf mich zukommen, Resonanzlosigkeit, wie eine Spiegelung meines Inneren.

Ich bin ein ausgetrunkenes Glas und ich bin der geheimnisvolle Trinker. Ich sehe keinen Grund, habe keinen Grund. Es hat nicht einmal Sinn, aufzuschreiben, dass ich leer bin. Ich kann nichts mehr schreiben, ich brauche nicht zu schreiben. Ich brauche, nicht zu schreiben.

Ich bin an einem Ort der Ohnmacht. Ich frage nichts mehr und bin nicht mehr gefragt. Ich halte so sehr inne wie nie ein Mensch zuvor.

Ich will zurück. Nach Hause, zu meiner Sprache. Ich möchte zurück dahin, wo man es versteht, mich nicht zu verstehen, wo man es versteht, mich immer wieder neu zu verstehen, dorthin, wo ich nicht für alle Zeiten verständlich bin. Ich wende mich um: Hinter mir erblicke ich mein Leben. Ich sehe Gespenster. Das hinter mir Liegende winkt mich zu sich, wie teuflisch ist das

An einem Ort der Ohnmacht

denn, Leg dich zu mir, flüstert es lockend. Ich widerstehe. Ich will weiter. Ich möchte raus mit der Sprache an die frische Luft, ins Grüne. Wasser! Gebt mir Wasser!

Ich habe Angst vor Nähe, aber in Wahrheit habe ich Angst vor etwas Anderem, das schwer zu benennen ist, vielleicht vor dem Verlust meiner Autonomie, oder davor, nicht gut genug zu sein, davor, in der Liebe nicht zu genügen, im Beruf zu versagen, pleite zu gehen (obwohl ich gar nichts unternehme), solche Dinge. Die Anderen, wovor haben sie Angst? Davor, dass ihr Nächster sie kontaminiert, der namenlose Andere im Geschäft, davor, dass die moralische Bequemlichkeit des namenlosen Anderen einen tötet. Angst vor der unverschämten Macht des Anderen. Angst vor dem Unglück, dass es überhaupt andere Menschen gibt, die einem die Energie rauben können. Menschen, die man nicht kontrollieren kann.

Habe ich Angst davor, auch so ein Mensch zu sein, der andere kontrollieren will und der sie hasst? Angst davor, zugeben zu müssen, dass ich nie geliebt habe, dass die Anderen mich immer nervten, störten, bedrohten, mich kränkten, weil sie mit meiner Energie nicht zurechtkamen? Ja, ich habe Angst davor, wie die Anderen zu sein.

Herr Doktor, hätte ich sagen sollen, ich fürchte mich, ein Mensch zu sein, der andere Menschen ausnutzt. Ich habe Angst davor, zuzugeben, dass ich nicht lieben kann. Ich habe Angst davor, dass Sie mich einfach nur nerven mit Ihrem albernen konzentrierten Zuhören und Ihrem blöden Schnupfen. Ich habe Angst davor, dass Sie mich anstecken. Ich muss schreiben, ich darf nicht ausfallen. Ich habe Sorge, dass das Meditieren mir die Energie für das Dichten nimmt. Schreibe ich nicht, werde ich ausfällig. Kommen Sie mir nicht zu nah. Ich habe Angst davor, dass ich vor Ihnen erscheine wie alle, und nicht wie jemand Besonderes. Ich habe Angst davor, dass ich Sie verachte, wenn Sie mich nicht erkennen. Ich habe Angst davor, dass ich nicht selbstlos bin, dass ich kein toller Hecht bin. Wehe, Sie denunzieren mich bei Ihrer Community. Wehe, Sie erwähnen mich auf Ihrer nächsten Vortragsreise – kontaktmäßig ein Hochrisiko-Event – als schlechtes Beispiel, als erbärmliches, als seelisch labiles, dekadentes Exemplar eines nihilistischen Intellektuellen. Niesen Sie gefälligst in die Armbeuge, Herr Doktor! Gemeinsam schützen Sie sich und andere. Wovor? Vor sich und diesen. Alle schützen alle vor einander, weil sie, die Beschützenden, Gefahren sind.

Ich will das Künstliche in mir selber entdecken, ihm in die Augen blicken. Das Gekünstelte in mir aufsuchen, mit ihm reden, mit ihm schweigen, es beschämen, bevor es als Kraft in mir überhandnimmt und mich aus der Mitte reißt, mich verschleppt, mich seelisch erfrieren lässt. Ich will mich selbst beschämen und mich bitten, den gefangenen Menschen in mir freizulassen. Nur der ungekünstelte Mensch ist Kunst, nur der ungeschützte ist frei. Energie, die wir aufbringen, bleibt, Liebe, die wir verschwenden, wächst.

Es hat nie einen ungeschützteren Menschen als Dr. Steiner gegeben.

Ich misstraue, wo die Theosophie künstlich ist. Wo sie Menschen geschäftig macht: künstlich interessiert, künstlich empathisch, künstlich eingeweiht.

Ich vertraue nur Dingen, die die Natürlichkeit eines Menschen so vertiefen, dass es Anderen eine Kunst erscheint, dieser Mensch zu sein. Oder die die Kunst eines Menschen natürlich erscheinen lassen. Ich bin von beidem weit entfernt. Ich bin zu – verschlagen.

Was einem auf dem Sterbebett alles einfällt. Wie ich mit Vater im Schwimmbad war. Wie wir Bier tranken. Alles schmerzt jetzt: das Trinken, das Essen, das Atmen. Alle schönen Dinge im Leben tun irgendwann weh. Zu sterben hat aber den Vorteil, dass ich hier keine Entschlüsse mehr fassen muss. Ich gebe mich den körperlichen Schmerzen hin. Hier liege ich, unbekannt, erfolglos, kinderlos, in einem Seitental in der Nähe der schönen blauen Donau, in einem beliebigen kleinen Sanatorium. Allerdings wird diese Hotelpension wohl die Stätte meiner endgültigen Niederlage. Beliebige Menschen sind um mich. Aber dass Dora und Robert beliebige Menschen sind, das zeichnet sie aus. Sie sind aus Freiheit da. Weder sind meine Eltern da noch meine Schwestern, weder sind meine Freunde da oder die beschäftigten Kollegen Literaten, noch lässt sich ein Verleger blicken. Erst recht kommen keine Bittsteller zur letzten Privataudienz. Onkel Siegfried war da, und einmal Otla im Mai. Wenn man als ein Versprechen gilt, das man selber nicht hält, dann zuckt die Welt mit den Schultern und wendet sich ab und geht. Wohin ist die Welt gegangen? Hat meine Welt die Welt verlassen? Wo bin ich? Lebe ich in einer ganz und gar eigenen, und werde ich auch in einer eigenen Welt sterben? Vor nichts habe ich mehr Angst als davor.

**Wohin ist die
Welt gegangen?**

Ich habe Angst, dass mein Tod auf einer Art Insel stattfindet, inmitten eines Ozeans, den noch niemand entdeckt hat, der auf keiner Weltkarte eingezeichnet ist. Ich habe Angst, dass mein Tod von niemandem erreichbar ist, dass der Tod mich verschleppt, dass er mich geistig vergiftet, ich habe Angst, dass der Tod ein Feind ist. Ich habe Angst, dass ich mein Tod bin. Dann muss der Andere kommen, jener Tod, der ein Freund ist. Der Tod hat einen Doppelgänger, zumindest mein Tod ganz bestimmt. Ich habe ihn gezüchtet. Er soll, verdammt, sich den Schriftsteller schnappen, als mein Opfer, und soll mit ihm machen, was er will. Ein wenig Verachtung gönne ich mir noch: für diejenigen, die meinen, Schreiben mache glücklich, und denen es von der Hand geht wie ein gekonntes Mahl, nach einem verlogenen Rezept, das sie mit eifrigem Kalkül erschufen und das sie, weil es einmal Anklang fand, einem seitdem immer wieder auftischen. – Jetzt hast du es dem Tod aber gegeben! Du bist es, der für die literarische Welt gestorben sein wird.

Das Leben ging einfach weiter damals. Wie Wasser im Abfluss einer Wanne verschwindet. Wie eine Wunde, die sich allmählich schließt. Die Sprechstunde bei ihm wurde zu einer Episode ohne Bedeutung. Allerdings kränkt es mich noch auf dem Sterbelager, dass er mir auf meine Texte nie antwortete. Er erbat sie doch!

Am meisten bin ich traurig, dass ich Berlin am Ende verpasst habe. Berlin schmiegte sich an mich an, Berlin hätte gepasst. Aber als ich dort war, war es bereits zu spät. Eine fiebrige Liaison im Inflationswinter. Antizyklisches Wollen. Notfalls kommen einem Weltkriege in die Quere. Es kamen noch Korrekturfahnen aus Berlin. Ich widme mich ihnen, als sei mir der Textkörper meines letzten Buches wichtiger als mein eigener Leib. Der Verlag hat mir einen zweiten Durchgang geschickt. Ich bin erschöpft, ich schaffe nur noch einen Bogen.

Heute ist der 2. Juni 1924. Das Datum fühlt sich komisch an. Ich spüre etwas. Ich quäle mich, ich schleppe mich mühsam noch in den neuen Monat. Ich werde die Fehler meines Lebens nicht mehr korrigieren können. Ich habe das Gefühl, dass der Augenblick meines Todes sich im Nebenzimmer ankleidet, sich zurechtmacht, noch einmal im Spiegel die Krawatte zurechtrückt. Er wird siegen. Max ist in Travemünde. Was macht er nur wieder dort, was treibt er nur unentwegt in der Welt, und ausgerechnet Travemünde. Ach, die Ostsee. Robert und Dora schreiben Telegramme. Er wird wohl heute abreisen, aber auch

ich reise ab. Ich gehe fort, heute Nacht, vielleicht morgen, vielleicht am Mittag.

Allein. Es ist finster, aber in mir ist die hellste Sonne. Als ich sie sah, legte ich den Stift aus der Hand. Ich entstieg dem Korpus, eine sanfte Bewegung, da mich jemand rief, ein Ruf ohne Laut. Ich bin allein mit dem, der immer bei mir ist. Allein mit jenem Wesen, das mir alles gezeigt hat, was ich bin, alles, was ich je sein wollte, ob ich wollte oder nicht. Mit vorbereiteten Ansprachen kann man im Jenseits keinem kommen. Begriffe, über die ich mit meinem Arzt gerne nochmal reden würde. Ich bin nicht mehr ich selbst und bin doch übertoll von mir, überleer. Ich bin bemüht, mich zu orientieren: Wer ließ mich zurück? Ich sehe mich gehen und mich alleinlassen. Wo ging der hin, der ich war? Das Unwichtigste in diesem Moment sind all die geschriebenen Worte. Knapp einundvierzig Jahre Leben: nur eine physische Momentaufnahme. Jemand ist um mich, ist in der Nähe, jemand ist ganz Nähe. Einer ist in meinem Haus, ein Dieb in der Nacht, aber ich kehre nicht mehr heim.

Ich fliege über mein Leben hinweg. Es ist alles in der Schwebel. Alles ist immer in der Schwebel gewesen.

Ich schäme mich plötzlich so sehr. Ich schäme mich für alles, was ich war und was ich bin, und auch für alles, was ich jemals sein werde. Aber es scheint, als würde meine Scham zurückgewiesen, als würde sie nicht gelten. Das gibt mir jene Welt zu verstehen, in der ich nun offenkundig bin. Ich wünschte, sie gäbe der realen Welt mich zu verstehen. Ich würde gerne zugänglich werden, ein Mensch, durch den das Leben weitergeht.

Jemand fragt mich etwas. Ich höre mich achselzuckend antworten: Warum nicht. Nein, insistiert die Stimme. Ob ich bereit sei. Ich rolle ein bisschen mit den Augen. Wieder so ein esoterischer Quatsch. Andererseits fühlt es sich ernst an. Mir wird flau im Magen, obwohl das lächerlich ist, denn wenn ich etwas nicht mehr besitze, dann einen Magen. Was besitze ich noch? Fähigkeiten? Mir ist alles abhandengekommen. Bis auf einen Rest. Auf dem soll ich jetzt aufbauen, auf etwas Halbzerstörtem, Halbfertigem? Es ergeht ein Zeichen an mich. Man lächelt. Es ist das Zeichen zum Aufbruch.

ANDREAS LAUDERT, geb. 1969 in Bingen, studierte Szenisches Schreiben an der Universität der Künste in Berlin und wurde um die Jahrtausendwende durch Stücke u.a. für die Schaubühne am Lehniner Platz und das Deutsche Theater Göttingen als Dramatiker bekannt. Nach Theologie-Studium und Priesterweihe (2007) wirkte er für die Christengemeinschaft in Nürnberg und Lübeck. Er publizierte Lyrik, Prosa und Essays, zuletzt u.a. ›Die vergessene Lebensaufgabe. Von Kafka zu Napoleon‹ (Stuttgart 2011). Heute ist er freier Autor, unterrichtet Deutsch und Ethik an Waldorfschulen und entwickelt Klassenspiele für die Oberstufe. – Kontakt: andreas.laudert@philosophicum.ch

Forum Anthroposophie

Ute Hallaschka

Ich und Welt

Vom Eros des Denkens

Es gibt ein schöpferisches Verstehen, ein kreatives Anschauen, das nichts zu tun hat mit Interpretation. Darin sind sich zwei so unterschiedliche Geister wie Bertolt Brecht und Rudolf Steiner einig. Brecht: »Was tun Sie«, wurde Herr K. gefragt, »wenn Sie einen Menschen lieben?« »Ich mache einen Entwurf von ihm«, sagte Herr K., »und Sorge, daß er ihm ähnlich wird.« »Wer? Der Entwurf?« »Nein«, sagte Herr K., »der Mensch.«¹ Und Steiner: »Man sagt: die Liebe mache blind für die Schwächen des geliebten Wesens. Die Sache kann auch umgekehrt angefaßt werden und behauptet: die Liebe öffne gerade für dessen Vorzüge das Auge. Viele gehen ahnungslos an diesen Vorzügen vorbei, ohne sie zu bemerken. Der eine sieht sie, und eben deswegen erwacht die Liebe in seiner Seele. Was hat er anderes getan: als von dem sich eine Vorstellung gemacht, wovon hundert andere keine haben. Sie haben die Liebe nicht, weil ihnen die *Vorstellung* mangelt.«²

Die schöpferische Verstehens- oder Verständniskraft entbirgt nicht nur Sinn, sie ist Sein-erzeugend. Da kommt ein Gedanke zur Welt und mit ihm in seiner Entwurfskraft: Wesen, Vorgänge, Wirkungen. Die Ursache gedanklicher Entwürfe liegt immer in der Zukunft. Dort wird sie wahrgenommen, beim Wort genommen, also ausgesprochen, und damit tritt Präsenz ein. Diese ist ja nicht einfach die technische Herstellung zeitlicher Aktualität, sondern die Ermöglichung der Erscheinung eines Seins.

Die andere Seite des Verstehens, die des buchstäblichen Nachdenkens, kommt scheinbar immer zu spät, dem Gewesenen hinterher. Doch auch Nachdenken kann die Präsenz des Lebendigen schaffen. In Form der Erinnerung kann ein Geschehen oder ein Wesen so gesehen werden, dass es sich lichtet, dass es neu hervorgeht aus dem Vergangenen. Wahrnehmen der Zukunft und Erinnern der Vergangenheit – die beiden Kräftewesen des lebendigen Denkens gehen Hand in Hand.

Sieht man einmal beim Blick in die Welt radikal ab von den Oberflächen der aktuellen Geschehnisse und dafür hin auf ihre Verstehenssphäre, dann zeigt sich eine Bedrohung im Innersten des Ich. In dem, was uns Mensch sein und immer wieder neu werden lässt – es ist der Wille zu denken. Der freie Wille, denn ein anderer kann es ja nicht sein, der sich lustvoll, denkend im Verstehen betätigt – dem geht es augenblicklich an den Kragen.

Hört man Gesprächen zu, im Laden oder auf der Straße, dann wird vor allem eine Klage deutlich, wie eine dunkle Ahnung, ein stetes Rauschen im Hintergrund, die mehr oder weniger klar formulierte Verzweiflung: dass die Welt so unbegreiflich geworden ist, ihre Vorgänge so unfassbar erscheinen. Das ist die eine, die fühlbare Seite des offenen Blicks in den Abgrund. Auf der anderen steht der Wille der Sprechenden und sagt sich: Ich kann ja nichts tun – oder: Was soll man da machen?

die Drei 4/2024

Vermutlich wären sich darin aktuell die meisten Menschen einig: Hier stehe ich mit meinem bisschen Verstand, das ich noch habe, gegen eine feindliche, anonyme Macht, die mir eben das nehmen will. Es ist das Gefühl: Ich werde meiner individuellen Identität beraubt

Und so ist es!

Die große Frage unserer Zeit

Das Denken wird uns abgenommen. Die technische Intelligenz in ihrer überwältigenden Potenz hat Erde und Menschheit elektronisch im Griff. Alle Bereiche des menschlichen Lebens werden inzwischen technisch geregelt, gesteuert, verwaltet. Doch die gravierendste Folge der digitalen Herrschaft ist die Eroberung des zwischenmenschlichen Raumes – das, was ehemals Öffentlichkeit hieß und was wir noch immer so nennen, obwohl es in der Form längst nicht mehr existiert. Dieser mediale Raum ist strukturell besetzt von einer perversen Hierarchie. Es ist die Ökonomie der statistischen Aufmerksamkeit der Masse. Je mehr Klicks, umso wichtiger die Nachricht, die angebliche Information – vollkommen unabhängig von ihrem Inhalt. Ausgerichtet ist dieser Sensationsautomatismus logischerweise nach dem Nichtindividuellen des Menschen. Alles, was unsere animalische Natur, unser Trieb- und Leidenschaftswesen, die Abgründe des Seelischen, die Spielarten der Banalität des Bösen in uns ausmacht – an das appelliert die technische Einrichtung dessen, was wir Öffentlichkeit nennen. Diesem Öffentlichen gegenüber, was tatsächlich einmal die Kultursphäre der Aufklärung war, sind wir in einer paradoxen Lage.

Es ist längst nicht mehr der sogenannte *Mainstream*, gegen den sich das Ich behaupten müsste. Im elektronischen Delta flutet alles in einem permanenten Tsunami. Sich denkend da hineinstellen zu wollen, als ein Fels oder ein Pfahl in der Brandung, ist müßig, absurd. Will ich mich meiner Identität denkend versichern, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als Welt zu schaffen. Das ist neu, es ist erregend und interessant. Ich kann auch nicht die alte analoge Welt wie eine Insel durch die Zeitflut tragen.

Alles, was zu tun ist, wenn es ichhaft sein soll, kann nur durch Individualität geschehen.

Soll da ein Raum sein, eine öffentliche Sphäre zwischen Menschen, dann muss ich sie entwerfen von Ich zu Du. Der öffentliche, freie Raum für menschliche Vorgänge ist nur noch möglich, indem ich ihn Schritt für Schritt zum Anderen hin konzipiere. Anschauende, verstehend orientierte Kraft schafft Sinn. Sinn ist ein Sein. Ein unmittelbar einleuchtendes Dasein tritt ein, wenn Sinn auftritt. Wir sind aktuell davon bedroht, sowohl unsere Sinne als auch die Besinnung zu verlieren. Es wird uns nichts am Leben erhalten als Sinnbildung in der Betätigung unseres Innern. Die Wahrnehmung eines Ich. Will ich wissen, was geschieht, dann muss ich erkennen. Will ich erkennen, dann muss ich denken. Will ich denken? Das ist die große Frage augenblicklich.

Wie schön wäre es doch, *hellsichtig* zu sein. Wer wünscht sich das nicht – exakt geistig schauen, lesen, erfahren zu können was wirklich, sprich: wahr ist ... Beispielsweise ganz genau zu wissen, wie das Attentat auf Donald Trump sich tatsächlich zugetragen hat. Doch was wäre gewonnen, wenn ich es zweifelsfrei wüsste? Dies wäre nur eine Symptom-Erkenntnis. Nicht eine Diagnose, die zu Heilung führt. Wie wollte ich dieses Wissen vermitteln, mitteilen, ohne den Riss zu vertiefen, der durch die Welt läuft und sie in Fronten scheidet. Unser Denken bewegt sich in der alten mechanischen Hebelweise und ist unbewusst längst im binären Modus. Beides führt zu nichts. Die Welt ist bereits aus den Angeln gehoben.

Ich kann nichts tun, als im eigenen Denkvermögen eine neue Welt zu entdecken. Zu entwerfen. Zu schaffen. Will ich denken? Wer sich das wirklich fragt, der tut es bereits.

Ute Hallaschka ist Eurythmistin, Theaterpädagogin, Seminarleiterin und Autorin.

1 Bertolt Brecht: ›Geschichten vom Herrn Keuner‹, Frankfurt a.M. 1971, S. 33.

2 Rudolf Steiner: ›Die Philosophie der Freiheit‹ (GA 4), Dornach 1995, S. 25f.

Laszlo Böszörményi

Das zweite Vertrauen

Wenn ein Kind auf die Welt kommt, dann hat es ein natürliches Vertrauen, ein »Urvertrauen« zu seinen Eltern. Das kleine Kind kennt eine Zeit lang noch keine Angst. In ihm tritt ein geistiges Wesen in die geformte Welt seines Leibes, lebt aber noch im Urvertrauen zu seinem Ursprung, zur geistigen Welt. Erst durch die Bildung der Seele, dem Bindeglied zwischen Leib und Geist, lernt es die Angst und später auch den Zweifel kennen.

Wenn in einem Menschen ein neuer Gedanke geboren wird, dann nimmt seine denkende Aufmerksamkeit eine bestimmte Form an, z.B. die eines Satzes. Das Moment des Verstehens gleicht einer Empfängnis, das Bewusstwerden einer Geburt. In jedem Akt des Bewusstwerdens einer Idee wird die bewusste Seele wie neugeboren, in vollem Vertrauen zu ihrem Ursprung. Man kann einen Gedanken, der schon da ist, später in Zweifel ziehen, aber im Moment des Verstehens ist jeder neue Gedanke wahr, lebt noch im Element der Wahrheit. Diesen Umstand drückt Rudolf Steiner in dem Meditationssatz aus: »Die Seele hat ein natürliches Vertrauen zu dem Denken.«¹ An diesem natürlichen Urvertrauen kann man nicht zweifeln, allein schon deshalb nicht, weil das Zweifeln selbst Denken ist und auch der Zweifelnde das Urvertrauen zu seinen zweifelnden Gedanken hat – nur fällt ihm das nicht auf.

Solange man im Urvertrauen lebt, bemerkt man ebenso das Phänomen des Vertrauens

nicht: Vertrauen ist natürlich, Zweifel ist unbekannt. Der moderne Mensch mit seinem dualistischen Bewusstsein taucht zwar mit jedem Akt des Verstehens in das Urvertrauen ein, lebt aber nicht darin. Er erfährt den Prozess des Denkens nicht, kennt nur seine »Kinder«, seine Ergebnisse. Wer allerdings einen Satz wie den obigen Meditationssatz aussprechen kann, der vermag sich über das dualistische Bewusstsein zu erheben, kann seine Lage aus der Gegenwart des Denkprozesses beobachten. Diese Erfahrung zu erwerben, ist für den modernen Menschen äußerst schwierig – so schwierig, dass diese Möglichkeit meist überhaupt nicht in Erwägung gezogen wird.

Wir benutzen unser Denken fast ausschließlich zur »Problemlösung«. Wir haben Probleme und wollen diese so schnell wie möglich lösen. Damit zwingen wir unser Denken, ein Angebot aus dem »Werkzeugkasten« vergangener Lösungen zu holen. Das macht unser Denken schematisch, mechanistisch – kurz: automatenhaft. Wir wollen den Moment des Urvertrauens immer wieder erzwingen. Doch damit versperren wir uns den Weg zu neuen Ideen, und das trocknet unsere Seele aus, ihr fehlt zunehmend das »Wasser des Lebens«. Die Freude an der Neugeburt einer Idee wird immer seltener, die Enttäuschung und Resignation über die schon bekannten, höchstens ein bisschen variierten Ideen werden immer größer. In vielen Märchen wird diese Lage durch das Bild

die Drei 4/2024

des jüngsten Sohnes und seiner älteren Brüder ausgedrückt. Der jüngste Sohn steht für die frisch geborene Idee, die älteren Brüder für die aus der Vergangenheit geholten Schemata. Die älteren Brüder sind oft böse und haben Hintergedanken, d.h. sie haben ein dualistisches Bewusstsein. Der jüngere Sohn hingegen ist »einfältig«, er kennt keinen Zweifel – und kann die älteren Brüder in manchen Märchen gerade deshalb retten und erlösen. Ein treffendes Bild ist dazu im Märchen »Das Wasser des Lebens« von den Brüdern Grimm zu finden, wo die älteren Brüder in eine enge Schlucht hineinreiten und darin steckenbleiben: Sie können weder weiterreiten noch ihre Pferde wenden. Der jüngste Sohn rettet sie letztlich aus dieser Lage – was sie übrigens nicht daran hindert, sich später wieder gegen ihn zu wenden. Am Ende siegt zwar das kindliche, monistische Bewusstsein, aber es muss diesen Sieg, der zur Liebe der verzauberten und von ihm erlösten Königstochter führt, gegen Widerstand erringen.

Im Nichtverstehen verweilen

Es stellt sich also die Frage: Könnte ich anders denken? Nehmen wir zum Beispiel den folgenden Satz aus der Bibel: »Ich bin die Tür« (Joh 10,9). Um ihn zu verstehen, fange ich an, darüber nachzudenken, und es kommen gleich einige Assoziationen, was er bedeuten könnte. Irgendwann beginne ich aber zu ahnen, dass die Assoziationen zu kurz greifen. Was mache ich jetzt? Meistens gebe ich auf. Es gibt aber eine andere Möglichkeit. Ich sage mir: Halte dein Unverständnis im Vertrauen, dass dir eine Antwort zufliegen wird. Das Gefühl des Nichtverstehens ist unangenehm, es benötigt Kraft, darin zu verweilen. Dieses Vertrauen zum Unbekannten ist nicht das Urvertrauen, es ist nicht gegeben, sondern es ist neu. Ich sitze da und versuche, damit fertig zu werden, dass mir nichts Passendes einfällt. Ich vertraue aber darauf, dass sich mein Denken wenden kann, wenn ich das Thema nicht verliere, wenn ich in meinem Nachsinnen über das Thema konzentriert bleibe. Und wenn dabei die Konzentration steigt, verliere ich plötzlich alles Vergangene,

und es beginnt eine völlig neue Denkqualität zu wirken. Auf diese Denkqualität bezieht sich ein anderer Meditationssatz aus dem zitierten Werk von Rudolf Steiner: »Ich empfinde mich denkend eins mit dem Strom des Weltgeschehens.«² Auch dieser: »Nicht ich denke bloß, sondern es denkt in mir.«³

Im konkreten Fall – »Ich bin die Tür« – kann ich etwa erleben, dass die Tür ein Bild des Ich ist. Es ist das Ich, das gleichzeitig zum Haus und zu seiner Umgebung, zum »Eigenleben«⁴ des Geistes in der Seele und gleichzeitig zur geistigen Welt gehört. Ein Ich-Wesen muss sich von den anderen geistigen Ich-Wesen, die anderen Menschen einbezogen, absondern und unterscheiden können, muss aber auch mit ihnen kommunizieren, sich mit ihnen verbinden können – wie eine Tür, die sich öffnen und schließen kann. Das »Ich-Bin« ist die Tür – ich bin die Tür.⁵ Das Bild drückt jetzt eine unbeschreibliche innere Erfahrung aus: Es wird zur »Imagination«⁶. Eine Imagination ist keine Vorstellung, kein äußeres Bild, sondern in diesem Fall die *Erfahrung* der Bewegung der sich öffnenden, kommunizierenden und gleichzeitig ihre Identität bewahrenden Aufmerksamkeit.

Die Vorbedingung für einen solchen Eintritt in den Strom des – geistigen – Weltgeschehens ist eine neue Art des Vertrauens, das man das »zweite Vertrauen« nennen könnte. Das zweite Vertrauen bedeutet, dass ich meine Hast, meine Gier, ein Problem zu lösen, eine Frage zu beantworten, ruhigstellen kann und eine konzentrierte – man sollte besser sagen: demütige – Haltung annehme. Ja, ich kann die Frage nicht beantworten. Aber das ist besser als eine falsche Antwort. Solange ich die Haltung des wissenden Nichtwissens bewusst aufrechterhalten kann, lebt in mir das zweite Vertrauen. Ob und wann eine Antwort kommen wird, weiß ich nicht – vielleicht gleich, vielleicht in zehn Jahren, vielleicht nie. Das demütige zweite Vertrauen ist die Haltung, die das Denken erneuert, welche die durch Christus eingeleitete Erlösung des Denkens vollendet. Das zweite Vertrauen ist Verzicht auf eine erzwungene falsche Antwort. »Aus dem Verzicht wird die Zukunft«⁷ – schreibt Georg Kühlewind. Aus dem

Verzicht auf Erfolge in der Welt der Vergangenheit, aus dem Verzicht, sich mit voreiligen Antworten zu begnügen.⁸ Das zweite Vertrauen kann den Anfang einer Meditation bilden. Die Meditation selbst bedeutet, dass ich bewusst in den Strom, in das Licht des Verstehens eintrete. Die Tür dazu ist das zweite Vertrauen.

Das uns geschenkte Urvertrauen wird immer schwächer, die Zweifel werden immer stärker. Aber erst in dieser Lage kann der Mensch das zweite Vertrauen erlernen und damit die Kraft erwerben, aus Freiheit in die geistige Welt ein-

zutreten. »Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!«⁹ steht bei Dante an der Tür zur Hölle. »Lasst, die ihr eingehen wollt, das Vertrauen auf das Neue aufkommen!« – dieser Satz könnte für den modernen Menschen über der Schwelle zur geistigen Welt stehen.

Laszlo Böszörményi, *1949, Prof. emer. für Informatik an der Universität Klagenfurt, wurde 1978 Schüler und Freund von Georg Kühlewind und wirkt heute als Autor, Vortragsredner und Seminarleiter zu anthroposophischen Themen.

1 Rudolf Steiner: »Die Schwelle der geistigen Welt« (GA 17), Dornach 1987, S. 9.

2 A.a.O., S. 12.

3 A.a.O., S. 11.

4 Vgl. ders.: »Theosophie – Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung« (GA 9), Dornach 2003, S. 44.

5 Man mag einwenden, dass der Satz auch etwas anderes bedeuten könnte – etwa, dass ich nur durch Christus in die geistige Welt kommen kann, durch die Erfahrung des »Christus in mir«. Das ist richtig, bedeutet aber keinen Widerspruch. Jeder wahre Meditationssatz hat mehrere Schichten, die einander nicht widersprechen, sondern bereichern. Wie die verschiedenen Stimmen eines Streichquartetts.

6 Vgl. ders.: »Die Geheimwissenschaft im Umriss«

(GA 13), Dornach 1989, S. 26.

7 Georg Kühlewind: »Die Diener des Logos – Der Mensch als Wort und Gespräch«, Stuttgart 1981, S. 141.

8 Eine Verzerrung, geradezu Parodie dieses Verzichts äußert sich in den Bemühungen, das Denken in Maschinen auszulagern. Der »Verzicht« darauf, selbst zu denken, ist das Gegenteil des zweiten Vertrauens, ist vielmehr das Ersetzen des Urvertrauens durch eine Maschine. Im Falle wiederholter Schemata gelingt das auch gut, aber den Weg zum Neuen versperren wir damit noch mehr als bisher.

9 Dante Alighieri: »Die Göttliche Komödie«, »Die Hölle«, 3. Gesang, 3. Terzine in der Übersetzung von Richard Zozmann – www.projekt-gutenberg.org/dante/goettko1/chap003.html

Anzeige

Das Buch ... mehr als Information

Recherche

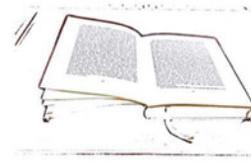
Beratung

Finden,

Leihen,

Lesen

Rudolf Steiner Bibliothek
Zur Uhlandshöhe 10, 70188 Stuttgart
bibliothek@rudolfsteinerhaus.org
www.rudolf-steiner-bibliothek.de
Fon: 0711/1643112



Internetkatalog – Fernleihe – Scanservice

die Drei 4/2024

Annegret Holland

Den göttlichen Funken entfachen

Zur Pfingsttagung ›Neue Wege‹ in Budapest anlässlich des 100. Geburtsjahres von Georg Kühlewind

Man traf sich vom 17. bis zum 19. Mai 2024 in Budapest, der Geburtsstadt Georg Kühlewinds, in den großzügigen Räumen einer Schule an einem grünen Hang über der lebhaften Stadt. Eine pfingstliche »hohe Zeit« war es, ein wahres Fest – des gemeinsamen Übens, der Begegnungen mit alten Freunden, des Entstehens neuer Freundschaften und der Besinnung auf die zukunftsweisenden Impulse, die Georg Kühlewind mit seinem Lebenswerk gegeben hat. Und der »Zufall« wollte es, dass wir uns dabei in der Nähe des Hauses befanden, wo er über etliche Jahre mit Freunden meditiert hatte.

Bei den Kühlewind-Tagungen, die Andreas Neider von 2020 bis 2023 in Stuttgart ausgerichtet hatte,¹ war ein guter Boden gewachsen für das große Wagnis, nach längerer Zeit wieder eine solche Zusammenkunft in Budapest anzugehen, und das 100. Geburtsjahr von Georg Kühlewind (1924–2006) schien dafür der geeignete Moment zu sein. Damit sich das nach 1½ Jahren der Vorbereitung bestätigen konnte, waren die organisatorische Arbeit von Anna Székely und József Pál vor Ort sowie die technische Unterstützung für Website und Anmeldesystem von András Pál essenziell, auch für die übergreifende Koordination durch Laszlo Böszörményi und die Zusammenarbeit mit mir selbst für das deutschsprachige Netzwerk. So kamen schließlich rund 150 Menschen aus acht Ländern zusammen, davon etwa 90 aus Ungarn, ungefähr 60 aus dem deutschsprachi-

gen Raum und drei Freunde sogar aus den USA. Dank großzügiger Sponsoren konnte die Teilnahmegebühr niedrig gehalten und der äußere Rahmen dennoch festlich gestaltet werden; ein besonderes Geschenk war das Konzert der Cellistin Ditta Rohmann mit der 3. Cello-Suite von J.S. Bach und der 3. Cello-Suite von Benjamin Britten am Samstagabend. Im Nachklang der Tagung wurden von Freunden des Budapester Kühlewind-Kreises zwei außergewöhnliche Stadtführungen mit historischem bzw. architektonischem Schwerpunkt angeboten – und einige suchten in den folgenden Tagen noch die Grabstelle von Georg Kühlewind und die Gedenkstätte für Gitta Mallasz auf.

Die Vorträge wurden auf Ungarisch oder Deutsch gehalten und sofort in kurzen Sequenzen flüssig übersetzt, sodass man als Hörer aus dem Prozess des Mitdenkens nicht herausfiel. Übungsgruppen gab es auf Ungarisch (Laszlo Böszörményi, Ervin Fenyő, István Székely, Zsuzsa Uray und József Pál), auf Deutsch (Christine Gruwez und Sebastian Elsaesser – Hartwig Volbehns Gruppe fiel leider aus) sowie auf Englisch (Michael Lipson).

Wie schon in Stuttgart bildeten die Übungsgruppen den Kern der Tagung. Mit schrittweisen Anleitungen ging es dort um nüchterne Beobachtung und Beschreibung der eigenen Bewusstseinsbewegungen bei Konzentrations- und Wahrnehmungsübungen sowie bei Satzmeditationen – die das Potenzial haben, bis

zum Gewahren der eigenen Aufmerksamkeitskraft, des inneren Zeugen, der Ich-Tätigkeit, des Logoswesens (wie man es, je nach Tradition, auch nennen mag) führen zu können.

Das Tagungsthema »Neue Wege« zog sich als ein roter Faden durch die Vorträge – dem Neuen nachspürend oder besser vorspürend, welches in dem Sinne neu ist, dass es keine Ursache in Vergangenen hat.²

In seiner Einführung gab *Laszlo Böszörményi* zwei wesentliche Hinweise: Alle großen Lehrer sind radikale Erneuerer gewesen – und die großen Lehren sind letztlich nicht durch ihre Gegner, sondern durch ihre Anhänger verdorben worden. So konnte das Urchristentum den Verfolgungen standhalten, solange die innere Erfahrung des Logoswesens bestanden hatte; verdorben wurde die christliche Lehre durch ihre Verweltlichung in den Kirchen. Auch die Anthroposophie läuft Gefahr, konservativ, d.h. konservierend zu werden; und ebenso muss man sich in der Nachfolge Georg Kühlewinds in Acht nehmen, dass das von ihm Gegebene nicht zu einer abstrakten Lehre verkommt. Die »guten Schüler« der großen Lehrer sind immer auch radikale Erneuerer gewesen, indem sie ständig daran gearbeitet haben, sich mit jenen spirituellen Quellen zu verbinden, aus denen das Neue kommt und die für alle Menschen die gleichen sind – das ist der Übungsweg.

Zum Vortrag von *Christine Gruwez* leitete Laszlo Böszörményi über, indem er aus ihrem neuen Buch »Die Wunde und das Recht auf Verletzlichkeit« (Stuttgart 2023) das Motiv der unendlichen Potenzialität des Menschen aufnahm, aus der allein sich seine Würde begründet. Christine Gruwez – die zuerst betonte, dass sie diese Tagung als ein radikales Pfingstfest unter der einigenden Sprache Kühlewinds empfinde – griff die Frage aus Laszlo Böszörményis Kühlewind-Biografie auf, mit welcher Haltung man sich überhaupt dem Leben eines Menschen nähern könne.³ Nur ein liebender Blick kann die Einzigartigkeit, das Wesen eines Menschen erspüren, welches sich selten in den Äußerlichkeiten des Lebens ausdrückt. Aber wer die Einzigartigkeit eines Menschen liebt, liebt die Einzigartigkeit aller Menschen.⁴ In ih-

rer behutsamen, gründlich entwickelnden Art ging Christine Gruwez dann der Frage nach, wie das Neue in die Welt kommt. Es kann nur aus diesem Einzigartigen, dem einzelnen Selbst kommen, aus dem Logosfunken »unter der Asche des Alltagsbewusstseins«. Ihn zu befreien wie den »Phönix aus der Asche« ist ein stets nur im gegenwärtigen Moment mögliches Geschehen; und diese geistbefreiende Wirksamkeit wird aus den Schriften Georg Kühlewinds durch seine Radikalität, in der Sprache der Bewusstseinsseele, schon erlebbar.

Begegnungen im Wesenskern

Zu Kühlewinds Radikalität gehört auch die Würdigung von Hindernissen und Widrigkeiten: Unsere »Nicht-Verständnisse« sind kostbar, weil sie, wenn anerkannt, verwandelbar sind – im Gegensatz zu den Missverständnissen, an denen wir haften. Deshalb war es Kühlewind lieber, nicht verstanden als missverstanden zu werden. Der Bogen wurde weiter gespannt zu Kühlewinds Buch »Das Gewahrwerden des Logos« (Stuttgart 1979), zum Johannes-Prolog, zur »ersten«, der irdischen Liebe des Gegebenen, die sich durch Widerstände in der gegebenen Welt entwickelt, hin zur »zweiten Liebe«, die das gegenwärtige Beginnen erkennt: »*Im Anfang / Ἐν ἀρχῇ*« (Joh 1,1). Dies ist die tätige Liebe zu etwas, das es noch nicht gibt, aus der das wirklich Neue entstehen kann – in Einheit von erkennender Weisheit und liebender Tätigkeit. Im Zusammenhang mit den Ereignissen von Himmelfahrt und Pfingsten kulminierte der Vortrag in der Betrachtung der »grünenden Fußspuren« Christi, welche die Erde treu aufbewahrt. Die Erde wartet darauf, dass wir diese Spuren bemerken und pflegen und dass auch wir die Erde durch Spuren einer »neuen Sprache der Füße« von Intuition und Tätigsein, von Weisheit und Liebe verlebendigen.

Michael Lipson, Psychologe aus Great Barrington (USA), der durch die Begegnung mit Mutter Teresa seine Berufung und durch die mit Georg Kühlewind seine therapeutische Ausrichtung gefunden hat, begann mit der Würdigung des Wunders, dass Menschen so



Foto: Miklós Lendvai

Laszlo Böszörményi und Christine Gruwez

wie zu dieser Tagung zusammenkommen können. Mit Zeilen aus einem Gedicht von William Blake wurde die Frage aufgeworfen, ob die materielle Welt tot sei, und damit unser Unwissen über die wahre lebendige Natur der Erde in den Blick genommen. Um der sichtbaren Welt und dem, was unsichtbar dahintersteht, gewachsen zu sein, müssen wir uns verändern.

In ›Wege zur fühlenden Wahrnehmung – Die Belehrung der Sinne‹ (Stuttgart 2022) zeigt Georg Kühlewind einen Weg auf, in der Natur Wahres wahrzunehmen – bis hin zur hohen Bedeutung jedes Staubkorns. Hinter jeder Bedeutung steht aber ein Wesen, und die Welt wird so zum »Text«, der einen Autor (oder mehrere Autoren) haben muss. Dass wir nur die tote Welt haben und »selbstisch« darin leben, hat den Sinn, dass wir zu wahren Selbsten werden sollen. Der Weg dorthin ist nach Georg Kühlewind das Erüben der unbegrenzten Aufmerksamkeit, die man auch Liebe nennen kann, weil dabei alle persönlichen Eigenschaften verschwinden und ein selbstbewusstes, »selbstloses« Selbst (Geistselbst) entsteht, das nicht auf sich schaut. Wir brauchen nicht darauf zu warten, bis wir diese »Durchsichtigkeit« in den Begegnungen im Nachtodlichen errei-

chen; anstreben können wir schon jetzt, uns in möglichst frischen Begegnungen im Wesenskern anzusprechen – und so auch alles andere in der Welt, in jedem Moment. So können wir in einen Austausch von Liebe und Freude kommen, den wir aber selbst beginnen müssen.

Ervin Fenyő widmete sich dem Dunkel, welches auf dem Übungsweg eintreten kann, dem »dunklen Wald«, indem er Motive in Leben und Werk Dantes beleuchtete, die mit der Zeit einer tiefen Krise des Dichters zu tun haben. Der in der ›Divina Commedia‹ beschriebene Weg durch Hölle, Purgatorium und Himmel ist gleichzeitig der Weg der Heilung eines Menschen: durch das Schreiben, durch das Erschaffen des Kosmos dieses Werks. Er wird auf diesem Weg durch Beatrice – oft vertreten durch andere, wie Vergil – geführt, auch in der Höllenfahrt. Diese Stationen setzte Ervin Fenyő mit den Schwierigkeiten auf dem Schulungsweg in Beziehung. Eine Frage aus dem Publikum: »Wer ist meine Beatrice?« schuf wiederum die Verbindung zur Intuition des »Neuen«.

István Székely sprach über die Bewusstseinsqualität von Schöpferwesen, die stumme Ursprache, die zu ersten Regungen führt, und beleuchtete Fragen zur Entwicklung der Natur-

reiche im Verhältnis zur Schöpfungsgeschichte in der Genesis. Von hier aus wurde der Bogen zur stummen Sprache der Autisten gespannt, die für den Erwachsenen nur überbewusst zugänglich ist, und zur wortlosen Sprache des Pfingstereignisses, die Erkenntnis und Wille zugleich und somit Liebe in bedingungsloser Art ist – so wie beim gegenseitigen Erkennen von Menschen in absoluter Präsenz.

Für die Zukunft meditieren

Georg Kühlewind's pädagogische Intuitionen wurden in dem beeindruckenden Beitrag des Heilpädagogen *László Jakubinyi* deutlich. Bei dessen Aufnahmeprüfung 1991 am Waldorflerherseminar in Solymár wurde er von Georg Kühlewind, der dort als maßgeblicher Mitbegründer des Instituts in der Kommission saß, zu Gesprächen zu sich nach Hause eingeladen. Es begann ein intensiver Kontakt zu heilpädagogischen Fragen über Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten – der Anfang eines gemeinsamen »Abenteuers«, wie Jakubinyi es nannte. Oft erhielt er pädagogische Unterstützung von Kühlewind, und ein Fall wurde ganz besonders folgenreich: Auf Rat von Kühlewind setzte László Jakubinyi einen behinderten Jungen neben das verwöhnteste Kind seiner Waldorffklasse – sehr gegen den Willen der Eltern des Mädchens. Dieses veränderte sich nach einiger Zeit aber derart positiv, dass die Eltern aus Dank eine große Spende machten, die 1999 zur Gründung der »Szimbíózis-Stiftung« führte! Diese Stiftung ist Träger einer umfassenden heilpädagogischen Einrichtung in Nordungarn, die heute 550 Kinder und Erwachsene betreut, zum Teil in Wohnheimen, wo sie lebenslang bleiben können, zum Teil extern untergebracht; 250 haben einen Arbeitsvertrag in handwerklichen, landwirtschaftlichen, gastronomischen und touristischen Bereichen, wovon beeindruckende Bilder gezeigt wurden. Es war eine Freude, dass wir diesen Vortrag anhören durften; mit entsprechendem Beifall wurde er gewürdigt.

In seinem Abschlussvortrag stellte *Laszlo Böszörményi* die schmerzhafteste Frage nach der Sinnhaftigkeit spiritueller Bemühungen. In

einem Brief aus dem Jahr 1979 mit dem Titel »De profundis« stellt Georg Kühlewind die Frage, ob man angesichts des furchtbaren Zustands der Welt – und des Bewusstseins der Menschen – etwas tun kann.⁵ Er bittet darin alle, die meditieren können oder es lernen wollen, für die Zukunft zu meditieren – insbesondere anhand jener Verse der Offenbarung des Johannes (Offb 21 und 22), die im Zeichen des Neuen stehen: »Siehe, ich mache alles neu!« Inzwischen hat sich die Lage deutlich verschlechtert, und wir sind weit davon entfernt, so wie Kühlewind meditieren zu können. Sind wir mit unseren schwachen spirituellen Kräften nicht nur lächerliche Träumer? Vielleicht. Trotzdem sollten wir nicht aufgeben. Solange es kleine Menschengruppen gibt, die an der Meditation arbeiten, gibt es noch Hoffnung, dass der Logosfunke »unter der Asche des Alltagsbewusstseins« entfacht wird und als Feuer des Geistes in die nächste Epoche hinübergerettet wird.

Am Ende der Tagung konnte ich von der Entwicklung des Netzwerks der Kühlewind-Übungsgruppen in den verschiedenen Ländern (darunter auch die USA und Brasilien) berichten. Im deutschsprachigen Raum gibt es derzeit rund 20 Gruppen; Adressen sind über die Homepage des Netzwerks zu finden, ebenso Termine von Seminaren, Vorträgen und Tagungen zum Werk von Georg Kühlewind.⁶

Annegret Holland studierte Chemie und Mathematik, war tätig in Forschung und Schule, leitet das »Forum Anthroposophie« in Freiburg.

1 Vgl. die Tagungsberichte von Angelika Oldenburg: »Liebevoll aus Freiheit«, in: DIE DREI 12/2020, dies.: »Der Geist des Übens«, in: DIE DREI 1/2023 und dies.: »Der sanfte Wille«, in: DIE DREI 1/2024.

2 Aufzeichnungen der Vorträge und des Konzerts finden sich unter <https://budapest.kuehlewind.org/de/reflexionen/>

3 Vgl. Laszlo Böszörményi: »Georg Kühlewind - Ein Diener des Logos«, Stuttgart 2022, S. 17ff.

4 Vgl. Georg Kühlewind: »Licht und Leere«, Stuttgart 2011, S. 75.

5 Vgl. ders.: »De profundis - Briefe an die Freunde«, Stuttgart 2013, S. 11-15.

6 <https://uebungsgruppe-kuehlewind.de/>

Armin J. Husemann

Der Beginn einer Medizin der Zukunft

Zu Markus Sommer u.a.: ›Plastisch-therapeutisches Gestalten‹*

In seinen Händen lebt der Mensch von Anbeginn so, wie er die Welt ergreift und begreift. In unserer Zeit, in der die Menschen mit ihren Fingerspitzen Glasscheiben betasten, um durch elektrisch leuchtende Zeichen ihre Wege, ihre Heilmittel und ihre Orientierung zu finden, tritt ein schweres, gewissermaßen aus feuchtem Ton geborenes, aber hellwach und einfühlsam geschriebenes Buch ans Licht und sagt: »Ergreife Erde und gestalte sie!« Gegen Ende des Buches heißt es zusammenfassend: »Schon das bloße Ergreifen und plastische Gestalten von Substanz kann therapeutisch wirksam sein. So wurden schwer beeinträchtigte, neurologisch erkrankte, an Schlaganfällen sowie an Epilepsie leidende Patienten im Rahmen einer Studie gebeten, einen Klumpen Ton frei zu gestalten. Dabei zeigte sich, dass allein durch ein solches unsystematisches schöpferisches Tun und das Erfahren von Selbstwirksamkeit eine signifikante und anhaltende Besserung ihres Befindens bewirkte, was auf der Beck Hopelessness Scale (BHS) als signifikanter Therapieeffekt dokumentiert werden konnte.« (S. 294)

Hier beginnt eine Medizin der Zukunft. Traditionell bilden die Heilssubstanzen die tragende Brücke zwischen dem kranken Menschen und der Natur. Sie werden durch pharmazeutische Zubereitung zu heilenden Kunstwerken. Die Brücke, die das therapeutische Plastizieren zwischen Natur und Mensch bildet, ist in zwei Richtungen begehbar. Erfasst man die Natur

als Künstlerin, dann geht man auf Goethes Spuren: »Wem die Natur ihr offenes Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.«¹ Oder man geht die Brücke umgekehrt: vom kranken Menschen zur Kunst. Die Verfasser dieses Werkes gehen vor allem diesen Weg: Aus der Erfahrung des kranken Menschen werden sie im Gespräch zum plastischen Gestalten geführt.

Es ist das Mitgefühl mit der Verfassung und dem Bedürfnis des Kranken, das aus professioneller Schulung wahrnimmt und mitschwingt in der Seelenlage des Patienten, um das Gespräch plastisch zu formulieren. Die moralische Phantasie weckt die individuelle, künstlerische Phantasie des Patienten. Aus dem Willen, dem Patienten auf seinem Weg zu helfen, entwickelt Anne Sommer-Solheim das, was sie »Maieutisches Plastizieren« (von griech. *Maia* = die Hebamme) nennt: ein an der sokratischen Methode der Gesprächstherapie orientiertes dialogisches Verfahren, das vom Therapeuten aus nichts vorgibt, weder »Vorschlag« noch »Aufgabe«, sondern alles an dem Befinden des Patienten

* Markus Sommer, Anne Sommer-Solheim & Karl Herrmann Lieberknecht: ›Plastisch-therapeutisches Gestalten: Theorie und Praxis einer Anthroposophischen Kunsttherapie‹, Salumed Verlag, Berlin 2023, 353 Seiten, 98 Euro.

ten sowie aus seinen Fragen und Nöten heraus sich entwickeln lässt.

Es beginnt damit, dass der Patient mit geschlossenen Augen so viel Ton nimmt, wie er nehmen will. Dieses fragende und von Interesse getragene Freilassen bildet um die Seele des Patienten eine Art Sograum, in den sie plastizierend »hineinwächst« und sich darin selber gestaltend begreift. Auf das, was die goetheanistische Bildhauerin Anne Sommer-Solheim, die sich zur Heilpraktikerin in Psychotherapie weitergebildet hat, an ihren Patienten ganz individuell und einmalig erlebt, antworten bei ihr die Urformen des Ätherischen, die in den Kapitell-Metamorphosen des ersten Goetheanum physisch anschaulich geworden sind. Eindrucksvolle Fall-Berichte schildern, wie dieses therapeutische Plastizieren auf Patienten mit Depression und Angststörungen wirkt. Eine aus dem Saturnkapitell entwickelte Übung zeigt im Gespräch eindrucksvoll seine Wirkung. (vgl. S. 168)

Mit diesen Formen nur wenig bekannte Leser werden in der Einführung zu deren Verständnis hingeführt. Zunächst fällt der Blick auf das Gleichgewicht von aufbauend-konvexen und abbauend-konkaven Formen bei der Gegenüberstellung von Säugling und Greis. Dann erscheint die ausweitende konvexe Sprache des Ätherischen im Bild der Venus von Milo. In ihrem Antlitz verbirgt sich jede eindeutige Seelenregung – oder: Sie zeigt keine andere seelische Regung als ihre Ruhe. In der Figuren-Gruppe des Laokoon wird man von den heftig die Formen ergreifenden Seelenkräften berührt, die hochdramatisch die einstülpenden Kräfte des abbauenden Astralleibs demonstrieren, dessen giftartige Wirkung im Schlangenbiss physisch manifest wird.

Im dritten Schritt wird das Gleichgewicht zwischen luziferischen und ahrimanischen Formen in der Holzfiguren-Gruppe Rudolf Steiners angedeutet. Im Buch sind beide Figuren stark beschnitten abgebildet. Rudolf Steiner hat, was hier leider nicht sichtbar wird, die rechte Hand der unteren Ahriman-Figur mit den lehrbuchartigen Schwanenhals-Deformitäten der Finger eines Patienten mit Chronischer Polyarthrit

gestaltet; die Beine und Füße zeigen massive Wucherungen im Sinne eines Sarkoms. In den Formen des Luzifer wiederum sieht man die auflösende Prozess-Dynamik einer septischen Entzündung. Rudolf Steiner soll darauf hingewiesen haben, dass Ärzte hier Physiologie und Pathologie studieren könnten.

Befreiende Ehrlichkeit

Aus der Sinneslehre Rudolf Steiners wird einleuchtend begründet, wie im Plastizieren die unteren Sinne (Tastsinn, Bewegungssinn, Lebenssinn) und bei einer aufrechtstehenden Figur besonders der Gleichgewichtssinn der Plastizierenden beteiligt ist (vgl. S. 33-35): »Im eigenen Körper wissen wir in der Regel, wo sich unsere Gliedmaßen und Körperteile im Verhältnis zueinander befinden. In extremen körperlichen Positionen können wir unser Gleichgewicht halten, wenn wir die verschiedenen Körperteile in ein ausgleichendes Verhältnis zueinander setzen. Ungleichgewichte bringen wir durch Gegenhalten zum Ausgleich, z.B. indem wir ein Bein oder einen Arm ausstrecken. Gelingt uns dies, so sind wir gewiss, dass unsere Glieder Teile einer zusammengehörenden Ganzheit sind. Wir vermögen so unseren Körper, aber auch eine von uns gestaltete Plastik durch dynamischen Ausgleich ins Gleichgewicht zu bringen. Unser Ichbewusstsein kann ein Einheitserlebnis schaffen. Das ruhende Zentrum, dem es gelingt, alle Teile unseres Körpers in einen organischen Gesamtzusammenhang miteinander zu setzen, ist unser ICH.« (S. 75)

Wer zu neuen Wegen aufbricht, um die seelisch-geistige Wirklichkeit des Menschen zu ergreifen, ist Gefahren ausgesetzt, die er seit Menschengedenken an der individuellen Schwelle seiner Selbsterkenntnisgrenze zu bestehen hat. Die drei »Tiere« aus Dantes »Göttlicher Komödie« zu Beginn des Inferno leuchten weit hinein in unsere Gegenwart bis in den Schulungsweg der Geisteswissenschaft, der an der Unvollkommenheit unseres Denkens, Fühlens und Wollens ansetzt. In dem Kapitel »Beziehung gestalten« beeindruckt das Buch hier durch befreiende Ehrlichkeit in einer genauen

Analyse: »Darf der Therapeut belehren? Gerade, wenn der Therapeut eine eigene Philosophie, Religion oder Lebensanschauung hat, ist es wichtig, zu prüfen, ob es hilfreich für einen Patienten ist, wenn wir diese ins Gespräch bringen. Wird er dadurch gefördert ... oder geschieht es mehr aus unserem Bedürfnis heraus zu vermitteln, was sich für uns selbst als hilfreich und zutreffend erwiesen hat? Je bedürftiger oder auch in einem Leid gefangener ein Patient ist, desto mehr kann ihm dies vielleicht helfen. Es besteht aber auch die Gefahr, dass ihn eine Offenbarung unserer Überzeugungen in die Position setzt, als Unkundiger eine Wahrheit zu empfangen, von der wir überzeugt sind, wodurch wir womöglich eher unsere eigenen Bedürfnisse nach Größe und Einfluss ausleben, als für ihn hilfsbereit zu sein ... Menschenkundliche Aspekte, Krankheits-, Schicksals- und Karma-Verständnis können dem Patienten neue Sichtweisen erschließen, ihm auch helfen, seine Opferrolle zu verlassen und sich als Gestalter seines Lebens zu erfahren. Es ist aber auch möglich, dass sich unser Gegenüber davon abgestoßen, überfordert, kleingemacht oder in eine Rolle gebannt fühlt, in der er »selbst schuld« ist. Es bleibt also eine sensible Gratwanderung, ob und wann wir solche Inhalte einbringen sollten. Insbesondere gilt das, wenn wir von den Patienten nicht danach gefragt werden.« (S. 143). Dringend notwendige Worte, aus langjähriger Berufs-Erfahrung, welche die Anthroposophische Medizin an dieser Stelle vorbildlich repräsentieren.

Dass aus den mit großer Sorgfalt und hingebender Ruhe formulierten Fall-Berichten und ihren methodischen Angaben kunsttherapeutisch Tätige sowie Ärztinnen und Ärzte sehr viel lernen können, entspringt aus zwei Quellen: Zum einen dem Erfahrungsschatz und der Lebens- und Forschungserfahrung des Arztes Markus Sommer: Die Art, wie dieser Autor ärztliches Können mit sprachlich-darstellender Kunst vereint, ist aus seinen Büchern über Heilpflanzen und Metalle weithin bekannt.² Darin lebt, wie auch vielfach in diesem Buch eine Sprachkunst, die wirkt, wie aus der Hingabe an einen »zuhörenden Leser« geschöpft. Sein



waches wissenschaftliches Gewissen bleibt in diesem Buch mit seiner lebendigen Begeisterung für die künstlerische Therapie in einem wohlthuenden Gleichgewicht.

Das Buch ist nicht nur Kunst- und Psychotherapeuten sehr zu empfehlen. Ärztinnen und Ärzte, deren Denken durch ihre Ausbildung in eine Menschen-ferne, aber Industrie-nahe Molekularmedizin entführt wird, können in einem solchen Buch zum Menschen zurückfinden.

Armin J. Husemann, geb. 1950, ist Arzt für Allgemeinmedizin, Leiter der »Eugen Kolisko Akademie« und Autor zahlreicher Bücher

1 Johann Wolfgang von Goethe: »Maximen und Reflexionen« Nr. 720, in ders.: »Werke«, Hamburger Ausgabe Bd. XII, München 1989, S. 467.

2 Markus Sommer: »Heilpflanzen. Ihr Wesen – ihre Wirkung – ihre Anwendung«, Stuttgart 2022; ders.: »Metalle und Mineralien als Heilmittel. Begegnungen mit faszinierenden Substanzen«, Stuttgart 2021.

Feuilleton

Maja Rehbein

Die innere Wahrheit der Bilder

Zum 250. Geburtstag von Caspar David Friedrich
(5. September 1774 in Greifswald – 7. Mai 1840 in Dresden)

Greifswald, die Stadt am Meer. Hier wurde vor 250 Jahren Caspar David Friedrich, der bedeutendste Künstler der deutschen Romantik, geboren. Ich kenne Greifswald aus den 60er Jahren; es ist ein Wiedersehen nach langer Zeit. Doch außer der markanten Silhouette der Kirchen – Marienkirche, Dom St. Nikolai und Jakobskirche – ist die Stadt kaum wiederzuerkennen. Aus einer grauen, fast verfallenen Altstadt durch Renovierung und Restaurierung auferstanden, ist sie so schön wie nie zuvor.

Die größte Überraschung ist das Pommersche Landesmuseum. Das gibt es noch gar nicht lange, es liegt auf dem Gebiet des alten Franziskanerklosters (Graues Kloster), das von 1262 bis 1556 bestand und zuletzt in DDR-Zeiten als Altersheim genutzt wurde. Erst nach der Wende begann man ab 1992 mit der Verwirklichung der Vision eines Pommerschen Landesmuseums, aber das ist eine Geschichte für sich. Nur so viel: Eine Hälfte des ehemaligen Pommern (Vorderpommern) liegt in Deutschland, Hinterpommern gehört zu Polen. So legt das neue, moderne Museum viel Wert auf eine gute Zusammenarbeit mit Polen, aber auch mit Dänemark und Schweden.

Neben der Dauerausstellung zur Landesgeschichte liegt in diesem Jahr der Hauptakzent auf dem 250. Geburtstag des Malers Caspar David Friedrich. Von Januar 2024 bis Januar 2025 findet ein äußerst umfangreiches Programm statt: Drei Sonderausstellungen folgen hinter-

einander, die fast den gesamten Bestand der einschlägigen großen Sammlungen des Hauses zeigen, dazu nationale und internationale Leihgaben. Drei Wanderungen durch das Museum, bei denen man Caspar David Friedrichs Leben, sein Werk und seine Epoche kennenlernt.

Ich sah die erste Ausstellung: ›Lebenslinien‹, die vom 28. April bis zum 4. August 2024 gezeigt wurde. Über 60 Zeichnungen, Druckgrafiken, Briefe und andere Archivalien sowie sechs Gemälde wurden ausgewählt. Es folgt vom 18. August bis zum 6. Oktober ›Caspar David Friedrich. Sehnsuchtsorte‹. Hier werden die Gemälde ›Greifswalder Hafen‹ (1818-20) und ›Kreidefelsen auf Rügen‹ (um 1818) die Höhepunkte sein. Letzteres Bild war bisher noch nie in Greifswald zu sehen. Für Caspar David Friedrich verband sich ein dramatisches Erlebnis damit: Ein Freund hatte sich lebensgefährlich in den Kreidefelsen verstiegen und konnte nur mit großer Mühe gerettet werden. Abschließend ist vom 16. Oktober 2024 bis zum 5. Januar 2025 die dritte Ausstellung zu sehen: ›Caspar David Friedrich. Heimatstadt‹. Das Gemälde ›Wiesen bei Greifswald‹ (1820-22) kommt dazu aus der Hamburger Kunsthalle.

Doch zurück zur gerade auslaufenden Ausstellung. Ihr genauer Titel lautet: ›Caspar David Friedrich. Lebenslinien. Eine Wanderung in Zeichnungen und Bildern.‹ Sie erstreckt sich über zwei Etagen im alten Teil des Gebäudes und ist chronologisch angeordnet. Man sieht

die Drei 4/2024

immer sofort, wie alt Caspar David Friedrich bei jedem Ereignis war, und das prägt sich gut ein. Diese Ausstellung ist – als Grundlage für die folgenden – besonders wichtig wegen ihres einführenden Charakters in Leben und Werk Caspar David Friedrichs.

In der Geburtsstadt

Er war das sechste von zehn Kindern des Talgkerzengießers Adolph Gottlieb Friedrich (1730–1809) und seiner Ehefrau Sophie Dorothea, geb. Bechly. Das Haus der Familie war Lange Gasse 28. Greifswald gehörte damals zu Schwedisch-Pommern, was ungefähr dem heutigen Vorpommern entsprach. Die Mutter starb früh, als Caspar sieben Jahre alt war. Seine ältere Schwester Dorothea trat an ihre Stelle. Die Wirtschaft besorgte »Mutter Heiden«. Der Eintrag vom 7. September 1774 im Taufregister der Domgemeinde St. Nikolai zu Greifswald ist ausgestellt. Anrührend diese jahrhundertealte, mit Sorgfalt ausgeführte Eintragung.

Erste Arbeiten sind zu sehen: Der 13-Jährige begann mit religiösen Schriftübungen. Es war ein Versuch, mit dem schrecklichen Erlebnis des vergangenen Winters fertigzuwerden, als er mit seinem Bruder Christoffer im Wallgraben Bootfahren (vielleicht mit einer Wäschewanne) gespielt hatte und gekentert war. Christoffer ertrank bei dem Versuch, den älteren Bruder zu retten. Der Schock saß tief und hat Caspars Leben stark beeinflusst; seine spätere Melancholie wird teilweise darauf zurückgeführt.

1790 bis 1794 hatte er Unterricht bei Johann Gottfried Quistorp (1755–1835), dem Universitäts-Zeichenmeister. Danach ging er für fünf Jahre an die Königliche Akademie in Kopenhagen. Er hatte einen guten Unterricht, vor allem im Zeichnen, und eroberte sich mit Bleistift, Feder und Tusche die Grundlagen seines künftigen großen Werkes. Nach dem Abschluss seiner Studien ging er 1798 nach Dresden.

Caspars erste Zeichnungen und Studien sind zu sehen; es ist eine Seltenheit, dass das alles erhalten blieb. Die Familie seines Bruders Heinrich hatte auch diese Anfänge aufbewahrt. Rührend ist ein kleines Bildnismedaillon von

Caroline Bommer, seiner späteren Frau. 1818 entstand das große Aquarell »Greifswalder Markt« mit Familie Friedrich, als er seiner jungen Frau seine Heimatstadt zeigte. Vor dem Haus Markt 10, wo der Bruder Heinrich wohnte und arbeitete, Seifensieder wie der Vater und sein Bruder Adolf, stehen die Brüder Heinrich, Adolf und Christian Friedrich und ein Cousin aus Neubrandenburg, der Kaufmann Praefke, mit ihren Frauen und Kindern.

Im Museumsshop gibt es ein entzückendes Buch zu kaufen, eine Graphic Novel, illustriert von Maiken Albert mit dem Titel: »1818. Caspar David Friedrich mit Caroline in Greifswald« (Greifswald 2024) – wie ein Bilderbuch, mit hohem künstlerischen Anspruch. Und einen kleinen, aber instruktiven Katalog zur Ausstellung sowie weitere Literatur zum Land Pommern.

Es gibt eine Fülle weiterer Veranstaltungen: Begleitausstellungen, Einzelvorträge zu Caspar David Friedrich, seiner Familie und seinem Umfeld, zu seiner Maltechnik, zur Geschichte Pommerns und zur Opposition gegen Napoleon, dazu die Uraufführung der Komposition »Eismeer« von Christian Jost im Dom St. Nikolai. Und mehrfach liest der Autor Florian Illies aus seinem Buch »Zauber der Stille« (Frankfurt a.M. 2023) über den Maler.

Das im Geburtshaus befindliche Caspar-David-Friedrich-Zentrum (heutige Adresse Lange Straße 57) zeigt vom 4. Mai bis zum 13. Oktober 2024 die Sonderausstellung »Das verborgene Leben der Bilder« zu 200 Jahren Friedrich-Rezeption, Forschungen im Hinblick auf Greifswald und zur Romantik in der Malerei. Das Haus war 1901 niedergebrannt, nur die Werkstatt des Vaters im Keller blieb erhalten und ist zu besichtigen. Bereits 1902 wurde das Haus wieder aufgebaut und ist seit 2004 Sitz der Caspar-David-Friedrich-Gesellschaft. Zum Angebot gehören im Rahmen der Sonderausstellung auch Führungen, Vorträge und Lesungen, sogar Exkursionen in die Umgebung Greifswalds, bis nach Rügen hin.

Die Ausstellung zu Friedrichs Leben und Werk erstreckt sich über mehrere Etagen. Romantisch ist der Blick in den alten Hof sowie auf den Dom. Bei der Betrachtung der Bilder

wird empfohlen, ein Smartphone oder Tablet mit Kopfhörer mitzubringen, um die zahlreichen QR-Codes scannen zu können und Audiodateien zu hören. Ein kleiner Kinoraum zeigt Filme zu Caspar David Friedrich.

Der 2008 eingerichtete Caspar-David-Friedrich-Bildweg beginnt an Friedrichs Geburtshaus. Dahinter steht der Dom, wo er getauft wurde und mit dem Vater zum Gottesdienst ging. Von dort führt der Weg zum Universitätshauptgebäude und zur Jacobikirche, dann über die Steinbecker Brücke. In der Nähe des Neuen Friedhofs skizzierte Friedrich die Wiesen bei Greifswald. In einem überdehnten Blickwinkel hielt er die Stadtsilhouette mit den markanten Kirchen fest. Diese Greifswaldansicht wurde durch das gleichnamige Gemälde weltberühmt (Abb. 1). Friedrichs Geburtsstadt war für ihn ein Sehnsuchtsort und erscheint öfter in seinen Bildern als ferne Silhouette am Horizont, auch in ›Greifswald im Mondschein‹ (1817).

Dänische Wiek und Rügen

Im Hafen besteigen wir ein Schiff, das den Ryck entlangfährt. Nach etwa 5 km öffnet sich in Wieck die jahrhundertealte hölzerne Klappbrücke, und wir fahren weiter über den Greifswalder Bodden bis Ludwigsburg. Rechterhand liegt die Dänische Wiek, deren Wasser leuchtend blau den Himmel spiegelt. In einem größeren Waldgebiet an ihrem Ufer hatten Mönche im 13. Jahrhundert das Zisterzienserkloster Eldena errichtet. In Ludwigsburg verlassen wir das Schiff und entdecken das alte Schloss der Pommerschen Herzöge. Später wechselten die Besitzer, am bekanntesten ist Friedrich August von Klinkowström (1778–1835), der hier seine Kindheit und Jugend verbrachte und sich später mit Caspar David Friedrich und mit Philipp Otto Runge (1777–1810) traf, der von Wolgast herüberkam. Diese drei Maler bildeten den Kern der Norddeutschen Romantik. Das Schloss ist in letzter Zeit restauriert worden und soll ein kultureller Anziehungspunkt werden.

Ein Juniabend am Strand von Ludwigsburg: Die sachten Wellen, die nassen Kiesel am Ufer, die in der Sonne die wunderbarsten Farben an-

nehmen, der angespülte Tang und vereinzelte Muscheln auf dem hellen Sand entzücken uns. In der Ferne liegt Greifswald mit seinen Türmen, die man mehr ahnt als sieht. Friedrich malte ›Greifswald im Mondschein‹ (Abb. 2) von hier aus, indem er die Stadt imaginativ heranzog, heute würde man sagen »zoomen« – aber das ist ein viel zu technischer Ausdruck für diese künstlerische Freiheit, die er sich nahm. Die Ostküste Rügens ist klar zu sehen, bis hinauf nach Mönchgut. Die Sonne versinkt langsam hinter Rügen unter zauberhaften Farbspielen; einem nahezu überirdisch anmutenden Rot, Orange und Gelb, die in verschiedensten Abstufungen ineinanderfließen.

Unser Schiff hält an der Anlegestelle, um uns zurückzubringen, dem Sonnenuntergang entgegen. Wir meinen zeitweise über flüssiges Gold im Wasser zu fahren, Himmel und Erde sind in eins zusammengeflossen. Allmählich nimmt die Helle im Westen ab, doch als wir uns umwenden, sehen wir über Ludwigsburg die Nacht heraufkommen – ein tiefes Dunkelblau mit der silbernen Mondsichel.

Die Landschaft um die heutige Mole an der Mündung des Rycks lässt sich in vielen Arbeiten Friedrichs wie ›Die Lebensstufen‹ (um 1834), oder ›Sumpfiger Strand‹ (1832) wiederfinden. Von hier fuhren die Fischer auf den Greifswalder Bodden und weiter hinaus auf die Ostsee. Nach erfolgreichem Fang kehrten sie in den schützenden Wiecker Hafen zurück, wo oft ihre Angehörigen wie auch die Kundschaft Ausschau hielten. Im Volksmund hieß diese Stelle an der Hafeneinfahrt daher »Utkiek«.

In Wieck verlassen wir das Schiff und gehen über die Holzbrücke hinüber zur Eldenaer Seite. Ein breiter Waldweg führt direkt auf die Klosterruine zu. Ein seltsames Erlebnis, bei der nun zunehmenden Dämmerung durch das weite, grasbewachsene Areal mit den markanten Ruinen zu gehen. Backsteingotik! Die warmroten Ziegel sind teilweise abgebröckelt und mit Moos überwachsen. Besonders stark beeindruckt das am besten erhaltene große Portal, das Caspar David Friedrich mehrfach gemalt hat und durch ihn in aller Welt bekannt geworden ist. Im März 1801 hatte er die Ruine als sein



Abb. 1 – Caspar David Friedrich (1774–1840): *Wiesen bei Greifswald*, 1820-22, Öl auf Leinwand, 34,5 x 48,3 cm, Hamburger Kunsthalle

wichtigstes Bildmotiv entdeckt. Er hat es hier am Ort gezeichnet und zu Hause gemalt, es in das Bild ›Abtei im Eichwald‹ (1810) aufgenommen oder in eine andere Umgebung versetzt (›Ruine Eldena im Riesengebirge‹, 1830/35). Man spürt die immer noch starke Ausstrahlung des ehemaligen Zisterzienserklosters. Für Caspar David Friedrich war es aber auch mit baulichem Verfall, Nähe des Todes und vor allem – durch die Aufklärung – Resignation im christlichen Glauben verbunden. Für sich selbst fand er in der nordischen Natur etwas, was diese Zweifel gegenstandslos machte.

Der nächste Tag gehört Rügen. Oft, sogar schon mit seinem Zeichenlehrer Quistorp, war Friedrich auf der Insel gewesen, um sie zeichnend zu erkunden. Wir stehen am Leuchtturm

von Kap Arkona auf der hohen Steilküste. Unten das steinige Ufer, das unendlich scheinende Meer. Ich erinnere mich: ein Winter vor vielen Jahren in dem Dörfchen Varnkevitz dicht bei Arkona, mit Einsamkeit, Kälte und eisigem Nebel. Am Strand das krachende Eis, nachdem sich die Sturmflut zurückgezogen hatte. Eine dunkle Wolkenwand über dem Meer, wie ein Bild der verhangenen Zukunft. Erst später sah ich Caspar David Friedrichs berühmtestes Bild, ›Mönch am Meer‹ (1810). Das Bild ist allerdings nicht bei Kap Arkona gemalt, sondern auf Mönchgut hinter Göhren.

Nach dem Fischerdorf Vitt sind von hier nur einige Kilometer zu laufen. Man geht oben auf der Steilküste auf festem, von Sanddorn gesäumten Wegen. Oft findet man auch die

Wegwarte mit ihrem lichten Blau. Sie mag für Friedrich etwas wie die blaue Blume der Romantik gewesen sein, die dem Himmelsblau gleicht und dem Meer. Eine Meeresbucht, auf ihre Art so lieblich wie im Süden, aber mit dem herben Beigeschmack der fast schon skandinavischen Natur. Rechterhand am Weg steht eine kleine Holzkirche. Davor hielt der Pfarrer von Altenkirchen, Ludwig Gotthard Kosegarten, während der Zeit des Heringsfangs unter freiem Himmel seine Uferpredigten für die Fischer und ihre Familien. Er war an der alten Geschichte Rügens interessiert und dichtete auch. Quistorp hatte Caspar David Friedrich einst mit der ossianisch geprägten Poesie Kosegartens bekannt gemacht.

Ein Maler von Licht und Atmosphäre

In Vitt besuchen wir die kleine Hafenkneipe und betrachten dort eine Federzeichnung von Caspar David Friedrich, die Arkona im Jahre 1801 von Vitt aus zeigt. Sie erinnert mich an Vitt und Kap Arkona im Winter. Es war eine aufregende Erfahrung, das nahe, urtümliche Meer zu erleben. In der wilden Landschaft schmiegt sich der kleine Ort, als fürchte er sich vor dem Sturm, eng in die sogenannten Lieten, tiefe Einschnitte in die Dünen, welche die Landschaft stark formen und oft gefährlich zu durchwandern sind. Ein unendlicher Zauber liegt über dieser Landschaft, vor allem bei Nacht. Man spürt die Unendlichkeit des Meeres, seine Verbindung mit der ganzen Welt.

Meeresansichten waren für Friedrich von zentraler Bedeutung. Sie ermöglichten ihm, die Unendlichkeit von Zeit und Raum erfahrbar zu machen. Nach seinem Tod war es lange Zeit still um ihn. Die Jahrtausendausstellung 1906 in Berlin führte zu seiner Wiederentdeckung. Jetzt erst erkannte man in ihm den herausragenden Maler von Licht und Atmosphäre und feierte ihn als Vorreiter der Moderne.

Nachdem er 1798 nach Dresden gegangen war, wurden Küsten und Gebirge die Orte, zwischen denen er sich bewegte. Sie wurden zu zwei gegensätzlichen Hauptmotiven seiner Kunst, die sich gegenseitig befruchteten. Be-

sonders am Morgen oder am Abend ging Friedrich ins Freie, um den Farbzauber der Dämmerung zu erleben und einzufangen. Zudem beobachtete er Einzelheiten aufs genaueste, hatte jedoch eigene Ordnungsprinzipien in der Anordnung, welche die innere, künstlerische Wahrheit der Bilder steigerten.

Wie war es ihm möglich, atmosphärische Erscheinungen wiederzugeben? Er liebte das Aquarell, das aufgrund seiner in Wasser gelösten Farben diesen Phänomenen am ehesten gerecht wurde. In Öl malte er erst spät, als er die Technik so weit vervollkommen hatte, dass er die Leichtigkeit und Duftigkeit der Aquarelle auch mit Ölmalerei erreichen konnte.

Es war ihm jedoch nicht um Leichtigkeit zu tun, denn er war tief veranlagt. Es ging ihm um die Wahrheit – die Wahrheit des Gesehenen und mehr und mehr um die Wahrheit hinter bzw. über dem Gesehenen. Das spürt der Betrachter seiner Bilder. Sie sind ein Vorstoß ins Spirituelle, um den Geist der Landschaft und des Meeres und des Himmels zu erfassen. Den Augenblick bewahrte er in sich, aus ihm heraus malte er dann im Atelier.

Von ihm ist ein Wort überliefert: »Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht.«¹ Seine Gänge in die Natur, zu für Bürger ungewohnten Zeiten, glichen weniger Spaziergängen als aufmerksamsten Beobachtungen bei gleichzeitiger künstlerischer Hingabe, so dass er an den Punkt kam, wo Objekt und Subjekt in ihm selbst ineinander aufgingen und ihn erhoben. Ein religiöses Erlebnis anhand des Gesehenen und daher eine unbestreitbare Wahrheit.

Die wunderbaren Wettererscheinungen vor allem am Abendhimmel, deren Farben Friedrich auf seinen Bildern so genial wiedergeben konnte, halten Inländer oft für übertrieben, manchmal gar für kitschig. Das liegt daran, dass sie solche atmosphärischen Stimmungen aus ihrer Umgebung nicht kennen. Ein Kunstkritiker schrieb 1833 über Friedrichs Gemälde ›Meeresküste bei Mondschein‹ (um 1830): »Ein alter Seemann stand zufällig bei dem Bild, als



Abb. 2 – Caspar David Friedrich (1774–1840): *Greifswald im Mondschein*, 1817, Öl auf Leinwand, 30,5 x 22,5 cm, Norwegische Nationalgalerie, Oslo

ich es betrachtete. ›Ja, so ist es‹, sagte er lakonisch und konnte lächelnd von dem Bild nicht wegkommen. Ich denke, das ist der beste Lobspruch Friedrichs.«² Die Stille, außen wie innen, muss für ihn ein immer wieder erstrebtes Ideal gewesen sein. Die Stille in seinen Bildern ist wohl auch das, was uns heute anzieht in unserer unruhigen Zeit, äußerlich wie innerlich.

›Lichtgießer‹ hieß der Beruf seines Vaters damals. So etwas wie ein Lichtgießer ist Caspar David Friedrich als Maler geworden. Der Werbeflyer des Greifswalder Jubiläumsbüros nennt ihn geradezu eine Lichtgestalt der deutschen Kunst. Im Festjahr soll die Zeit der Romantik wiedererstehen: in malerischer, literarischer und musikalischer, in naturwissenschaftlicher

und philosophischer Hinsicht sowie durch die bildende Kunst. Das alles wird die Inspirationskraft der Stadt Greifswald und ihrer näheren und weiteren Umgebung, ihren Genius loci noch deutlicher erfahrbar machen.

Maja Rehbein, geb. 1947 in Greiz/Thür., Ärztin und Autorin. Zahlreiche Veröffentlichungen zu biografischen und kulturellen Themen.

1 Sigrid Hinz (Hrsg.): ›Caspar David Friedrich in Briefen und Bekenntnissen‹, Berlin 1984, S. 129.

2 Pommersches Landesmuseum (Hrsg.): ›Caspar David Friedrich. Companion Guide‹, Greifswald 2024, S. 5.

Christoph Hueck

Eigenschaften des Lebendigen

Zu Bernd Rosslénbroich: ›Properties of Life‹*

»Was also ist das Leben?« Mit dieser Frage beschäftigt sich das neueste wissenschaftliche Buch von Bernd Rosslénbroich, Leiter des Instituts für Evolutionsbiologie der Universität Witten/Herdecke. Man könnte darin eine Abwandlung der Frage des Augustinus nach dem Wesen der Zeit sehen, auf die der Kirchenvater geantwortet hat: »Wenn keiner mich fragt, weiß ich es; wenn einer mich fragt und ich es erklären soll, weiß ich es nicht mehr.«¹ Denn so ist es mit dem Lebendigen: Wir kennen es selbstverständlich und intuitiv, aber um eine befriedigende wissenschaftliche Erklärung ringt die Biologie seit über 2.000 Jahren.

Durch die empirische Forschung wurde ein ungeheures Faktenwissen über das Lebendige angehäuft, aber das Leben selbst ist, trotz vieler theoretischer Bemühungen, immer noch ein Rätsel. Allerdings deutet dieses empirische Wissen auf die spezifischen Eigenschaften des Lebendigen hin, und deshalb könne man, so Rosslénbroich, durch eine phänomenologische Betrachtung dem Wesen des Lebens näherkommen als durch reduktionistische, rein physikalisch-chemische Erklärungsversuche. Die Frage des Autors ist daher die nach den Eigenschaften des Lebendigen, nicht nach dem Wesen des Lebens an sich. Hier gilt wohl das Goethesche Wort, dass wir es eigentlich umsonst unternehmen, »das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wir-

kungen umfasste wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges.«² Deshalb schließt Rosslénbroich die Frage nach dem Ursprung des Lebens bewusst aus (vgl. S. 64). Er will rein empirisch-phänomenologisch vorgehen. So erhebt seine Zusammenstellung auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Trotzdem sieht er darin »Richtlinien für das Studium lebendiger Wesen« (S. 66) und letztlich doch auch einen Weg, »um ein allgemeines Prinzip zu finden, das die Eigenschaften des Lebendigen im Sinne einer umfassenden Charakteristik« beschreibt (S. 67).

Insbesondere, das betont der Autor immer wieder, geht es ihm nicht um einen Widerspruch zur faktenorientierten Naturwissenschaft, sondern um die Bedeutung ihrer Ergebnisse für das Verständnis der Organismen und der tatsächlichen Lebensprozesse. Er geht allerdings davon aus, dass ein solches ganzheitliches Verständnis die allgemeine Vorstellung von lebenden Organismen ebenso verändern wird wie viele Aspekte des praktischen Umgangs mit ihnen. Rosslénbroich unterstreicht, dass es möglich sei, »ohne Rückgriff auf geheimnisvolle Kräfte« – also ohne die Postulate des Vitalismus – »Antworten auf die alte Frage nach den spezifischen

* Bernd Rosslénbroich: ›Properties of Life. Toward a Theory of Organismic Biology‹, Vienna Series in Theoretical Biology, The MIT Press, Cambridge/MA 2023, 326 Seiten, ca. 60 EUR

Eigenschaften des Lebens zu generieren, indem man einfach neuere empirisch gewonnene Erkenntnisse anwendet«. (S. 63) Rosslens Analyse steht damit in der Tradition organismischen Denkens, in der Lebewesen als komplexe, ganzheitlich integrierte Systeme gesehen werden, deren Eigenschaften nicht allein durch die ihrer Teile erklärt werden können.

Geschichte des organismischen Denkens

In einem informativen Einführungskapitel schildert der Autor zunächst Geschichte und Gegenwart des organismischen Denkens in der Biologie. Der Gegensatz von reduktionistischen und ganzheitlichen Auffassungen, der bereits in der antiken griechischen Philosophie auftrat, durchzieht die Darstellung. Mit prägnanten Strichen skizziert Rosslensbroich den Übergang von der antiken und mittelalterlichen Auffassung des Kosmos als eines harmonisch geordneten Ganzen, in der die Naturphilosophie nach Erkenntnis der göttlichen Weisheit und nach einem Leben in Harmonie mit der Welt strebte, zur Auffassung Galilei Galileos, René Descartes' und Isaac Newtons, welche die Welt als berechenbaren Mechanismus aus toten Einzelteilen verstanden und die Aufgabe der Naturwissenschaft letzten Endes in der Beherrschung und technischen Verwertung der Naturkräfte sahen. Durch diese Auffassung sei insbesondere die autonome Selbst-Wirksamkeit der Organismen aus dem wissenschaftlichen Weltbild verdrängt worden.

Gegen die reduktionistische Auffassung des Lebendigen regte sich jedoch Widerstand, so z.B. bei Vitalisten wie Georg Ernst Stahl (1659–1734), Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) oder Gustav Wolff (1865–1941), und die beiden Lager – ein reduktionistisch-materialistisches und ein ganzheitlich-organizistisches – bestanden seither in verschiedenen Ausprägungen fort. Rosslensbroich schildert die Argumente und den jeweiligen Einfluss der beiden Parteien in der weiteren Entwicklung der Biologie, wobei er sich auf aktuelle wissenschaftshistorische Darstellungen stützt. Dabei beschreibt er immer wieder den Tenor des

Disputes: »Während die Vitalisten wesentliche Fragen über die Natur des Lebendigen stellten, sie aber nicht beantworten konnten, konnten die Physikalisten viele Antworten geben, die jedoch die wesentlichen Eigenschaften des Lebendigen gar nicht berührten« (S. 23).

Dieser Widerspruch zwischen reduktionistischen und ganzheitlichen Auffassungen kann aus Sicht etlicher Autoren durch ein »organismisches« System-Verständnis des Lebendigen überwunden werden. Die britische Botanikerin Agnes Arber beschrieb diesen Ansatz wie folgt: »Die mechanistische Auffassung geht von einem physikalisch-chemischen Standpunkt aus und interpretiert das Lebendige in Analogie zu einer Maschine. Die vitalistische hingegen geht von einer leitenden Entelechie aus, die aus dem Chaos eine Ordnung hervorruft; sie nimmt also eine dualistische Haltung ein. In der organismischen Betrachtungsweise des Lebewesens werden die Wahrheitselemente beider Ansichten anerkannt und ihr Gegensatz aufgelöst. Dieser Ansatz ist von der Überzeugung geprägt, dass die lebenswichtige Koordination von Strukturen und Prozessen nicht auf eine fremde Entelechie zurückzuführen ist, sondern ein integraler Bestandteil des lebenden Systems selbst ist.« (zitiert auf S. 30).

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte es eine von Alfred North Whiteheads Prozess-Ontologie beeinflusste Welle organismischer Biologie gegeben, die einerseits von experimentell orientierten Forschern wie Hans Spemann, Richard Goldschmidt, J.B.S. Haldane, Richard Hertwig und William E. Ritter, andererseits von Theoretikern wie Ludwig von Bertalanffy, Joseph Needham, Conrad Hal Waddington und Paul A. Weiss getragen wurde. In diesem Zusammenhang zitiert Rosslensbroich auch Rudolf Steiner, der normalerweise nicht in diesen Zusammenhängen genannt wird. Steiner hatte bereits 1922 den – später von Hans Jonas betonten³ – Gedanken geäußert, dass eine frühere Menschheit noch mit der Natur verbunden gewesen sei, dass sie aber durch eine zunehmende Trennung von Selbst- und Objektbewusstsein den Bereich des Lebendigen aus den Augen verloren habe. Der Vita-

lismus, so Steiner, sei eine bloße Erfindung; man müsse wieder lernen, das Lebendige selbst zu erforschen (vgl. S. 28).

Mit dem Aufkommen der synthetischen Evolutionstheorie und der Entdeckung der DNA-Struktur durch James Watson und Francis Crick sowie dem anschließenden Boom der Molekularbiologie wurde das organismische Denken in den Hintergrund gedrängt. Edward O. Wilson beschrieb eindringlich den Einschlag des molekulargenetischen Paradigmas: »Für diejenigen, die in den frühen 1950er Jahren nicht Biologie studiert haben, ist es unmöglich, sich vorzustellen, welche Auswirkungen die Entdeckung der DNA auf unsere Vorstellung davon hatte, wie die Welt funktioniert. [...] Sie ging weit über die Umgestaltung der Genetik hinaus und führte in der gesamten Biologie zu einem neuen Glauben an den Reduktionismus. Die komplexesten Prozesse, so implizierte die Entdeckung, könnten einfacher sein, als wir gedacht hatten. Sie flüsterte jungen Biologen Ehrgeiz und Kühnheit zu und riet ihnen: Versucht es jetzt; dringt schnell und tief in die Geheimnisse des Lebens ein.« (zitiert auf S. 38). Rosslenbroich weist aber auch auf die Inkonsequenz hin, mit der die Molekularbiologie, die das Lebendige allein in physikalischen und chemischen Begriffen erklären will, schon früh den Begriff der »Information« verwendete.

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war fast vollständig von der reduktionistischen Sichtweise dominiert, die auch durch starke wirtschaftliche Interessen (vgl. S. 38) vorangetrieben wurde. Seit der Jahrtausendwende gibt es jedoch viele Stimmen, die den »Genozentrismus« und die »nothing-buttery« der Materialisten (Organismen seien nichts als – »nothing but« – gesteuerte Maschinen, Bewusstsein nichts als neuronale Aktivität etc.) als unzureichend kritisieren und systemische Sichtweisen der Organismen und der Evolution entwickeln. Gene können die organismische Komplexität allein nicht erklären, und evolutionäre Veränderungen werden nicht nur durch Wechsel der Selektionsbedingungen, sondern auch durch die inneren Entwicklungsbedingungen sowie die Eigenaktivität der Organismen bewirkt.

Damit ist die Fragestellung umrissen, unter der Rosslenbroich in den folgenden Kapiteln empirische Eigenschaften des Organischen detailliert beschreibt. Das wiederholte Auf- und Abfluten reduktionistischer und organismischer Sichtweise zeige, dass das zentrale Problem nicht gelöst ist: »Wir brauchen ein realistisches Bild des Organismus und keine fehlerhaften Metaphern, die zu einem falschen Umgang mit der Natur führen.« (S. 60).

Interdependenz – Integration – Autonomie

Da ist zunächst einmal die grundlegende Beobachtung, dass Organismen nicht nur Dinge, sondern vor allem Prozesse sind. Dinglich erscheinen sie immer nur im Moment. »Was wir in Lehrbüchern als feststehende Bilder sehen, sind quasistationäre Muster, die nur einen winzigen Moment lang bestehen, bevor sie sich unwandeln oder im nächsten Moment ganz verschwinden. Es ist schon erstaunlich, wie dynamisch eine lebende Zelle ist.« (S. 69)

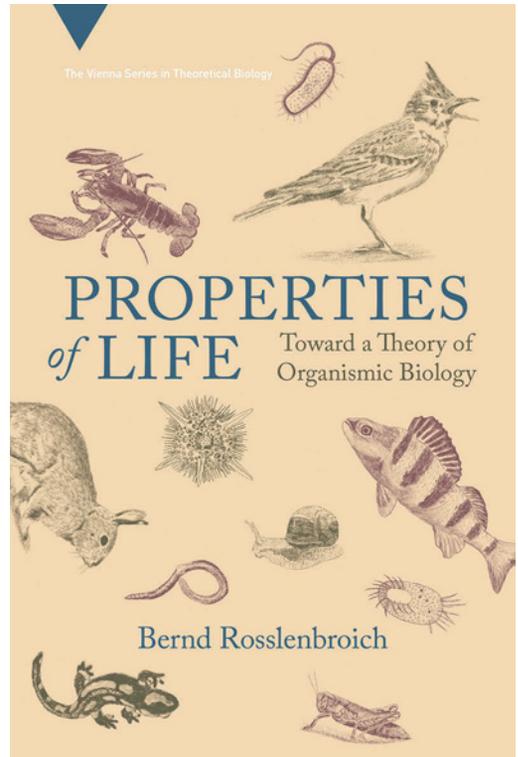
Andererseits sind die Prozesse in jedem Organismus und in jeder Art unterschiedlich verfasst. Hier nähert sich Rosslenbroich bereits einem Begriff des Lebendigen: »Es gibt eine Organisation, die durch einen aktiven Prozess aufrechterhalten wird. Der Prozess erzeugt die Organisation, und die Organisation strukturiert und lenkt den Prozess. Keines von beiden ist ohne das andere möglich. Prozessualer Umsatz bedeutet, dass die Struktur eines jeden Organismus, seine Organisation, im Gegensatz zu der einer Maschine, vollständig und kontinuierlich als Ergebnis seiner eigenen aktiven Operation(en) rekonstituiert wird. [...] Ein Organismus ist eine sich ständig verändernde und verarbeitende Organisation. Die Organisation ermöglicht die stabile Identität des Organismus, und der ständig ablaufende Prozess erzeugt und erhält die Organisation aufrecht.« (S. 71). Wer dies klar durchschaue, sei deutlich weniger in Versuchung, Organismen als komplizierte Maschinen anzusehen.

Dieser Begriff wird noch dadurch wesentlich erweitert, dass Rosslenbroich auf die Gleichzeitigkeit (»concurrency«) von gegensätzlichen

Eigenschaften im Organismus hinweist. Die Haut ist sowohl eine abschließende Grenze als auch eine durchlässige Membran, Organismen sind sowohl autonom als auch umweltabhängig, sowohl prozessualer Wandel als auch organisierte Identität. Dasselbe gilt für die – scheinbare – Gegensätzlichkeit von Substanzen und Prozessen: Prozesse generieren Substanzen mit ganz bestimmten Eigenschaften, und die Eigenschaften der Substanzen bestimmen wiederum die Prozesse. Das Ganze wird durch Energie ermöglicht und durch Information gesteuert, sodass Rosslénbroich an dieser Stelle zu einem ersten Begriff lebendiger Wesen kommt: Sie zeigen eine »unauflösbare« gegenseitige Abhängigkeit von Prozessen, Substanzen, Energie und Information (vgl. S. 74).

Im folgenden Hauptkapitel des Buches werden dann 15 Eigenschaften des Lebendigen detailliert und mit ausführlichem Literaturbezug beschrieben – eine Fundgrube für alle, die sich über den Hintergrund und aktuellen Forschungs- und Diskussionsstand des jeweiligen Themas informieren möchten. Einige Aspekte seien hier kurz dargestellt.

Interdependenzen: Im Lebendigen herrschen innerhalb der – sowie zwischen den – unterschiedlichen Organisationsebenen zyklische Prozesse und wechselseitige Abhängigkeiten, in denen ein Teil den anderen hervorbringt und wieder von diesem hervorgebracht und beeinflusst wird. Dadurch wird eine Vielzahl von regulatorischen Effekten sowie die Resilienz des Systems gegen äußere Störungen ermöglicht. Die wechselseitige Abhängigkeit und Selbsterzeugung von Organismen hatte bereits Immanuel Kant beschrieben. Rosslénbroich fasst zusammen: »Organismen unterscheiden sich grundlegend von Maschinen. Sie sind selbstbildende, selbstregulierende, hochintegrierte, funktionierende Ganzheiten, die einen ausgeprägten Einfluss auf die Fähigkeiten und Aktivitäten ihrer Teile ausüben. Die wesentliche Definition, die Kant für die organische Form anbot, war die des wechselseitigen Verhältnisses der Teile zueinander und folglich der Vorrang des Ganzen vor den Teilen bei der Konstitution des Ganzen« (S. 82).



Zusätzlich zu den komplexen gegenseitigen Beziehungen bildet die Idee der Begrenzung (»constraints«) einen weiteren Pfeiler der organismischen Theorie. Ohne die Begrenzung einer Zellwand wären zum Beispiel die genetischen und biochemischen Netzwerkprozesse gar nicht möglich. Und auch hier herrscht wieder gegenseitige Abhängigkeit: Der (genetisch bedingte) Stoffwechsel baut die Zellwand auf, die ihrerseits den Stoffwechsel und seine genetischen Grundlagen bedingt.

Integration: Lebende Systeme integrieren eine Vielzahl von biologischen Prozessen, die zusammenwirken, um Homöostase und adaptive Reaktionen auf Umweltveränderungen zu ermöglichen. In der organismischen Biologie werden Systeme als eine grundlegende ontologische Kategorie verstanden, welche die beteiligten Komponenten und Prozesse integriert. Dabei kann ein lebendes System immer nur

eine begrenzte Anzahl von Konfigurationen verwirklichen, da das System als Ganzes beschränkend auf seine Teile wirkt. Diese Eigenschaft verdeutlicht das Vorhandensein verschiedener hierarchischer Kausalitätsebenen in der lebenden Materie (vgl. S. 98).

Autonomie und Handlungsfähigkeit (»Agency«): Organismen besitzen die Fähigkeit zur Selbstregulation, was ihnen ermöglicht, interne Prozesse wie Selbstreparatur, Selbstwartung und Selbstreproduktion unabhängig von externen Eingriffen zu steuern. Sie können aktiv auf ihre Umgebung einwirken und Entscheidungen treffen, die auf internen Prozessen basieren, was für ihr Überleben und ihre Fortpflanzung essenziell ist. Autonomie und Selbstwirksamkeit sind die von Rosslénbroich am meisten betonten Aspekte des Lebendigen. Durch das Konzept der autonomen Handlungsfähigkeit werde ein schöpferisches Element in die Natur gebracht, das seit der Newtonschen Revolution eigentlich verboten ist (vgl. S. 200).

Während die bisher genannten Aspekte im organismischen Denken breit diskutiert werden und theoretisch recht gut begründet sind, gilt das weniger für die Gestaltbildungsprozesse. Rosslénbroich betont, dass die Gestalt zwar ein wesentlicher Aspekt des Lebendigen ist, dass es aber trotz dieser Bedeutung keine theoretisch gut begründete Wissenschaft von Form und Gestalt gäbe (vgl. S. 174). Rosslénbroich beschreibt den Gestaltbildungsprozess als ein Zusammenwirken von vier Faktoren: Form, Funktion, Materie und Information.

Weitere Organismus-spezifische Eigenschaften sind die Verarbeitung von Molekülen, von Information und von Energie, die Autonomie der zeitlichen Prozesse, sowie die Beziehung der Organismen zu ihrer Umwelt, die sich als Reizbarkeit und die Möglichkeit zu subjektiver Erfahrung zeigen. Außerdem zeigen Organismen Wachstum und Entwicklung und sind fähig zur evolutiven Veränderung, sowie, schlussendlich, zu Reproduktion und Tod.

Im abschließenden Kapitel integriert Rosslénbroich die dargestellten Eigenschaften des Lebendigen zu mehreren Gesamtansichten. Er betont die Notwendigkeit eines neuen kon-

zeptionellen Rahmens in der Biologie, der die komplexe, selbstorganisierte und dynamische Natur lebender Systeme berücksichtigt. Der Text illustriert, wie verschiedene Perspektiven – etwa Prozessualität, Autonomie, Selbstwirksamkeit und subjektives Erleben – zusammengefasst werden können. Weitere Forschung sollte diese und andere organismische Qualitäten in den Mittelpunkt stellen, um Lebewesen besser zu verstehen und zu erklären. Aufgrund des heutigen Wissensstandes sei eine solche Herangehensweise nicht nur möglich und nötig, sondern auch selbstverständlich.

Bausteine einer umfassenden Weltansicht

Das Buch ist klar aufgebaut, gedankenvoll und sehr informativ (nicht nur zu den Eigenschaften des Lebendigen, sondern auch zur Geschichte des Organismusgedankens im 20. Jahrhundert), ausgewogen, bringt den neuesten Stand der Forschung und Diskussion und sollte eine Grundlage für jedes Studium der Lebenswissenschaften sein. Seine Stärke liegt insbesondere darin, dass Rosslénbroich verschiedene Forschungsrichtungen der organismischen Biologie zusammendenkt. Während manche Vertreter dieser Richtungen dazu neigen, Organismen einseitig durch bestimmte Eigenschaften zu beschreiben, zeigt Rosslénbroich, wie verschiedene Aspekte zu einem ganzheitlichen Bild des Lebendigen beitragen können. Im Zentrum dieses Bildes stehen die Autonomie, die Selbstwirksamkeit, die Prozessualität und die Gleichzeitigkeit des Lebendigen.

Schließlich weist Rosslénbroich darauf hin, dass das Verständnis des Lebendigen ein ontologisches Problem ist, und dass wir die Einheit eines Organismus bisher immer noch nur unter gewissen eingeschränkten Blickwinkeln verstehen. Im Hintergrund steht die Frage, wie lebendige Organismen in einem als materiell gedachten Kosmos möglich sind und entstehen konnten. Da die künstliche Erzeugung von Organismen im Labor nach wie vor unmöglich und der Ursprung des Lebens ungeklärt ist, bedarf es einer umfassenderen Philosophie des Organischen in der Natur. Eine solche Philo-

sophie müsste letztlich unser Verständnis der ganzen Natur, des Kosmos und seines Werdens berücksichtigen. Hier fragt es sich, ob Rosslensbroichs kategorische Ablehnung jeglicher Form von Vitalismus nicht zu einer theoretischen Selbstbeschränkung führt, die weitere Ausblicke erschwert. Die Frage ist nämlich, wie die ganzheitlichen Eigenschaften des Organischen erklärt werden können, wenn man außer physikalischen und chemischen keine übergeordneten Kräfte gelten lassen will.

Natürlich bleibt der Vitalismus unwissenschaftlich, solange man übergeordnete organische Kräfte nicht beobachten kann. Aber könnte es nicht Wege geben, die zu einer solchen empirischen Beobachtung führen? Muss sich nicht auch das Erkennen ändern, wenn man an das Lebendige herankommen will? Manchmal scheint dieser Gedanke bei Rosslensbroich auf, z.B. wenn er von einem »kohärenten, »lebendigen« Verständnis von Lebewesen« (S. 64) spricht. In der Philosophie des deutschen Idealismus, bei F.W.J. Schelling und G.W.F. Hegel, und in Goethes Art der Naturbeobachtung wurden solche Wege in Anfängen aufgezeigt, und die aktuelle Philosophie der Biologie greift wieder auf die deutschen Idealisten⁴ und auch auf Goethes Naturanschauung zurück.⁵ Ein wichtiger Schritt der Organismus-Debatte könnte deshalb sein, sich ausführlicher auf diese Pioniere einer ganzheitlichen Anschauungs- und Erklärungsweise zurückzubesinnen.

So erwähnt Rosslensbroich auch Thomas Nagel⁶, der darauf hingewiesen hat, dass eine wissenschaftliche Weltansicht nur dann angemessen sein kann, wenn ihre Grundannahmen die Möglichkeit von Leben, Bewusstsein und Geist zulassen. Rosslensbroich will zwar keinen Versuch machen, eine alternative Weltansicht zu entwerfen: »Doch mit den hier diskutierten Komponenten – dass das Leben aufgrund seiner einzigartigen Eigenschaften zu beschreiben ist, dass diese Eigenschaften von vornherein solche einschließen, die nicht primär auf materielle Wechselwirkungen zurückzuführen sind, und dass schon bei den einfachsten Lebewesen subjektive Erfahrung beteiligt ist – sind vielleicht einige Schritte in Richtung einer Lösung

des von Nagel aufgeworfenen Problems gemacht worden.« (S. 212)

Obwohl also die großen Fragen nach dem Wesen und der Herkunft des Organischen, nach einer Richtung der Evolution und auch die nach der Vielfalt der organischen Gestalten offen bleiben, kann die Organismus-Frage eine Brücke sein, um sie wieder ernsthaft zu stellen. Und diese wird wohl wiederum nicht grundlegend beantwortet werden können, solange nicht auch jene aufgegriffen werden.

Bernd Rosslensbroich ist es mit dieser gründlichen und umfassenden Arbeit wie schon mit seiner Studie »On the Origin of Autonomy«⁷ ein weiteres Mal gelungen, auf höchstem Publikations-Niveau Eingang in die aktuelle wissenschaftliche Diskussion zu finden. Erfreulich ist, dass in seinem Buch nicht nur Goethe, sondern auch Rudolf Steiner wiederholt Erwähnung finden, denn schließlich liegen bei diesen beiden die Ansätze zu einer wissenschaftlichen Überwindung des Materialismus in der Biologie.

Dr. Christoph Hueck, geb. 1961, ist Biologe, Dozent für Waldorfpädagogik, Anthroposophie und anthroposophische Meditation.

1 Aurelius Augustinus: »Bekenntnisse. Confessiones I - XIII«, Paderborn 2010, S. 508.

2 Johann Wolfgang von Goethe »Werke«, Hamburger Ausgabe Bd. XIII, München 1989, S. 315.

3 Vgl. Hans Jonas: »Organismus und Freiheit. Philosophie des Lebens und Ethik der Lebenswissenschaften«, Freiburg i.Br. 2010.

4 Vgl. Andrea Gambarotto & Luca Illetterati: »Hegel's philosophy of biology? A programmatic overview«, in: »Hegel Bulletin 2020«, S. 1-22. – <https://doi.org/10.1017/hgl.2020.21>

5 Vgl. Gregory Rupik: »Remapping biology with Goethe, Schelling, and Herder. Romanticizing evolution«, London 2024. – <https://doi.org/10.4324/9781003441809>.

6 Vgl. Thomas Nagel: »Geist und Kosmos. Warum die materialistische neodarwinistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist«, Berlin 2012.

7 Bernd Rosslensbroich: »On the origin of autonomy. A new look at the major transitions in evolution«, Heidelberg 2014 – <https://doi.org/10.1007/978-3-319-04141-4>

Perspektiven zur Biologie der Freiheit

Autonomieentwicklung in
Natur, Kultur und Landschaft

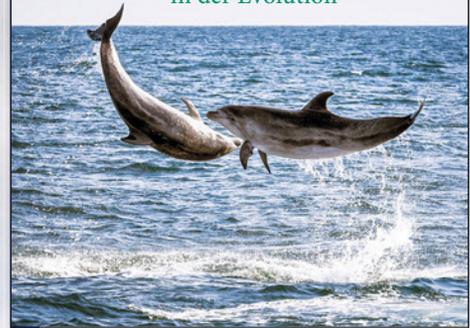
Herausgegeben von Bernd Rosslenbroich



BERND ROSSLENBROICH

Entwurf einer Biologie der Freiheit

Die Frage der Autonomie
in der Evolution



Bernd Rosslenbroich

Perspektiven zur Biologie der Freiheit

Autonomieentwicklung in Natur, Kultur
und Landschaft

607 Seiten | gebunden | € 39,- (D)

ISBN 978-3-7725-2895-8

In der Evolution von Natur und Mensch lassen sich vielfältige Trends zur Erweiterung der Autonomiefähigkeit von Individuen finden. Aus unterschiedlichen Lebensbereichen werden hier Gesichtspunkte zu einer Biologie der Freiheit zusammengetragen und wird so auch ein neues Verständnis von Organismus und Evolution entwickelt.

Bernd Rosslenbroich

Entwurf einer Biologie der Freiheit

Die Frage der Autonomie in der Evolution

319 Seiten | gebunden | € 28,- (D)

ISBN 978-3-7725-2859-0

In seinem Entwurf einer Biologie der Freiheit charakterisiert Bernd Rosslenbroich einen wesentlichen Aspekt der Entwicklung von Mensch und Tier. Er fragt, welche Faktoren für größere Veränderungen eine Rolle spielten und was bei den Übergängen qualitativ neu entstanden ist. Eine einprägsame Betrachtung zu Grundfragen der Evolution.

Rüdiger Sünner

Das Feuer in den Augen der Wölfin

Zu Bron Taylor: ›Dunkelgrüne Religion‹*

Vor allem durch drei Aspekte fasziniert das Buch ›Dunkelgrüne Religion‹ des amerikanischen Religionswissenschaftlers Bron Taylor: es hat nicht nur einen wunderschönen Titel, sondern beschreibt auch spannend die in Deutschland wenig bekannte Geschichte naturreligiöser Bewegungen in den USA und skizziert eine »vernunftgestützte« Spiritualität der Zukunft, die auch an Erkenntnissen der Wissenschaft orientiert sein sollte.

Taylor unterscheidet den Typus der »grünen« von dem der »dunkelgrünen Religion«: Während die erste ein umweltfreundliches Verhalten umschreibt, geht die zweite weiter und sieht in der Natur etwas »Heiliges«. Doch auch innerhalb des Spektrums der »dunkelgrünen Religion« gibt es verschiedene Vertreter: Nicht alle sind metaphysisch orientiert und glauben an übersinnliche Kräfte, viele praktizieren einen »Gaia-Naturalismus«, der sich mit dem Staunen und der Verehrung gegenüber der Komplexität und Schönheit der Natur begnügen kann (vgl. S.23). Taylor macht uns ausgiebig mit aufregenden Pionieren der »dunkelgrünen Religion« bekannt und referiert damit ein Kapitel amerikanischer Kulturgeschichte, das hierzulande nur wenigen bekannt sein dürfte. Dazu gehören etwa der Schriftsteller und Umwelt-Aktivist Gary Snyder, der schon in den 1960er-Jahren poetisch die Spiritualität der Natur beschwor, oder die Öko-Philosophin und Buddhistin Joanna Macy, die 1985 den ›Council

of all Beings« (›Rat aller Lebewesen‹) gründete. Bei dieser Veranstaltung ließ sich jeder Teilnehmer in einer Art Visionssuche von einem Tier, einem Baum, einer Pflanze oder einem Felsen »erwählen«, um für diese zu sprechen. Am Ende trugen alle ihre Erkenntnisse zusammen und feierten in einem rituellen Tanz die Verbundenheit aller Naturwesen.

Die eher naturalistischen Vertreter der »dunkelgrünen Religion«, wie der Historiker Donald Worster oder der Biologe Marc Bekoff, beziehen sich auf Charles Darwin, der in seinem Buch ›On the Origin of Species‹ (1859) durchaus in einem spirituellen Ton über das Wunder der Evolution gesprochen hat. Es gebe – so der britische Naturforscher – eine »Erhabenheit in dieser Sicht des Lebens mit seinen verschiedenen Kräften, die ursprünglich in einige wenige Formen oder in eine einzige eingehaucht wurden; und dass, während dieser Planet nach dem festen Gesetz der Schwerkraft weiter kreiste, aus einem so einfachen Anfang endlose Formen, die schönsten und wunderbarsten, entstanden sind und immer noch entstehen.« (zitiert auf S. 32) Es gehört zur großen Qualität von Taylors Buch, dass es keine Front gegen die großarti-

* Bron Taylor: ›Dunkelgrüne Religion – Naturspiritualität und die Zukunft des Planeten‹, übersetzt von Kocku von Stuckrad, Brill / Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2020, 403 Seiten, 34,90 EUR

gen Erkenntnisse der Evolutionstheorie macht, wie es leider immer noch in vielen esoterischen oder religiös-fundamentalistischen Kreisen üblich ist, wodurch diese sich ganz von selbst in ein gesellschaftliches Aus manövrieren.

Metaphern des Lebendigen

Zu den eher spirituell geprägten Vertretern der »dunkelgrünen Religion« zählt Taylor die Primatenforscherin Jane Goodall, die immer wieder auch von »magischen Erlebnissen« in der Natur spricht, wo die Augen von Schimpansen ihr wie »Fenster« in deren Seele erscheinen oder sie im Abendgesang der Vögel eine »gefiederte Symphonie« wahrnimmt. Vor allem Wälder und Bäume sind für Goodall Orte der Verschmelzung, wo sie immer wieder »Heilung und Kraft« findet (vgl. S. 33), und sie spricht sogar lobende Worte für die »Baumwesen« aus J.R.R. Tolkiens »Herr der Ringe« (1954-55) aus. Was bei anderen Biologen vielleicht anstößig wäre, der Gebrauch von poetischen oder spirituellen Metaphern, ist für Jane Goodall ganz selbstverständlich, um damit die Enge wissenschaftlicher Terminologie zu überwinden.

Ein Meister dieser Kunst war der amerikanische Forstwissenschaftler und Wildbiologe Aldo Leopold (1887–1948), der an einer Kampagne zur Ausrottung der Wölfe in Nordamerika teilnahm, und dann, 1909 nach dem Abschuss einer Wölfin, ins Umdenken kam: »Wir erreichten die alte Wölfin gerade noch rechtzeitig, um ein wildes grünes Feuer in ihren Augen sterben zu sehen«, beschrieb er dieses Erlebnis: »Damals wurde mir klar, und ich weiß es bis heute, dass mir in diesen Augen etwas Neues begegnete – etwas, dass nur sie und der Berg kannten. Ich war damals jung und voller Schießwut; ich dachte, weniger Wölfe würde mehr Rehe bedeuten, und keine Wölfe wären das Jägerparadies. Aber nachdem ich das grüne Feuer sterben sah, spürte ich, dass weder die Wölfin noch der Berg mit einer solchen Sichtweise einverstanden waren.« (S. 45) In der Folge begründete Leopold die sogenannte »Landethik«, eine Sichtweise auf Landschaften als unteilbare Organismen, in denen alles, wie in

unserem Körper, miteinander zusammenhängt. Leopold sah dahinter, wie auch im ganzen Universum, eine »mystische höchste Instanz« walten, die aber für ihn kein personalisierter Gott sein musste: eine Sichtweise, die fast alle Vertreter der »dunkelgrünen Religion« teilen.

Ein berühmter Vertreter dieser neuen Form von »Erdspiritualität« war der britische Chemiker James Lovelock (1919–2022), der in der Mitte der 1970er-Jahre die kontrovers diskutierte »Gaia-Theorie« begründete, die er nach der gleichnamigen griechischen Göttin benannte. Lovelock beharrte gegenüber seinen Kritikern, die ihm ein zu mythologisches Denken vorwarfen, immer darauf, dass dies nur eine Metapher der »lebendigen Erde« sein sollte, in der alle Sphären innig zusammenhängen. Als Agnostiker kritisierte er die anthropozentrische Hybris der monotheistischen Religionen, während seine Kritiker ihm zuweilen sogar »Ökofaschismus« vorwarfen, weil er das Wohlergehen einer mythisch verklärten »Erde« menschlichen Bedürfnissen und Freiheitsansprüchen vorstellte (vgl. S. 53): eine Kontroverse, die bis heute immer wieder in der Diskussion um eine »dunkelgrüne Religion« aufflammt.

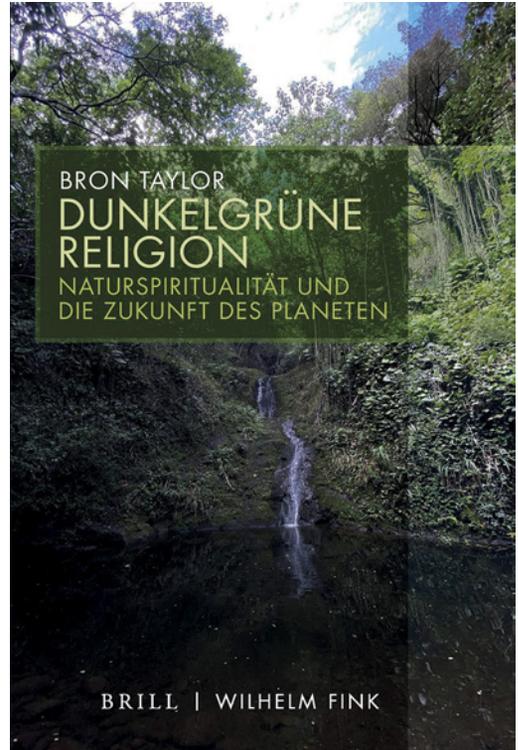
Doch Bron Taylor geht noch weiter zurück, um die historischen Ursprünge dieser neuen Form einer naturgebundenen Religiosität zu verorten. Nachdem die ersten christlich-puritanischen Siedler bei ihrer Ankunft in den USA die Natur als wild und gefährlich ansahen und dementsprechend auch die indigenen »Wilden« behandelten, setzte im 18. und 19. Jahrhundert bei einigen Autoren und Gelehrten ein Umdenken ein. Taylor nennt z.B. Philosophen wie Jean Jaques Rousseau, Baruch Spinoza und Edmund Burke sowie die Schriftsteller Walt Whitman und James Fenimore Cooper, in dessen »Lederstrumpf«-Romanen Naturverehrung und die Wertschätzung indigener Lebensformen einen großen Platz einnehmen.

Nicht zu vergessen natürlich der Schriftsteller Henry David Thoreau (1817–1862), der in einer selbstgebauten Blockhütte zwei Jahre lang am Walden-See im amerikanischen Bundesstaat New Hampshire lebte und dort seinen berühmten Roman »Walden. Or Life in the Woods«

(1854) verfasste, der auch von den Schriften Alexander von Humboldts inspiriert worden war. Thoreau war pantheistisch orientiert, verabscheute die Sklaverei und setzte sich für die Rechte unterdrückter indigener Minderheiten ein. Von diesen, so bekannte er, könnten wir mehr lernen als von der Kirche. »Ein Schneesturm bedeutete ihm mehr als Christus«, fasste sein Biograf Walter Harding zusammen. (S. 69) An dieser Stelle im Buch verweist Taylor übrigens auch auf die große deutsche Tradition von Naturphilosophie und Naturpoesie, die er etwa bei Goethe und F.W.J. Schelling sieht, aber er räumt ein, dass zu deren Würdigung wohl ein ganzes eigenes Buch nötig wäre. (vgl. S. 63)

Heiligtümer der Natur

Besonders wichtig für die Entwicklung der »dunkelgrünen Religion« in den USA ist für Taylor der Naturphilosoph und Begründer der amerikanischen Nationalparks-idee John Muir (1838–1914), dem er etliche Seiten seines Buches widmet. Diese Wertschätzung hängt auch mit Muirs hinreißender Sprachkunst zusammen, die einmal mehr klarmacht, wie wichtig Bilder und Metaphern für die »dunkelgrüne Religion« sind. Landschaften waren für Muir sakrale Orte, in jedem Kristall und in jeder Zelle schlug »ein Herz wie das unsere«, und selbst im Grollen eines Erdbebens vernahm er »Worte [...] direkt aus dem zarten Schoß von Mutter Erde«. (S. 84) Als Muir einmal einer seltenen weißen Orchidee begegnete, war ihm, als sei diese »rein genug für den Thron ihres Schöpfers. Ich hatte das Gefühl, als wenn ich mich in der Gegenwart von höheren Wesen befände, die mich liebten und mich zu sich herwinkten. Ich setzte mich zu ihnen und weinte vor Freude.« (S. 85) Angesichts der überwältigenden Schönheit der amerikanischen Landschaften mit ihrer reichen Flora und Fauna polemisiert Muir gegen die anthropozentrische Arroganz des Christentums, wonach die Erde vorrangig für den Menschen da sei. Ironisch fragt er: »Warum ertränkt das Wasser seinen Gebieter? Warum sind so viele Mineralien giftig für ihn? [...] Giftige Tiere, stachelige Pflanzen und tödliche



Seuchen in bestimmten Regionen der Welt sind ein Beweis dafür, dass die weite Welt nicht für den Menschen geschaffen wurde.« (S. 86)

Begeistert wanderte Muir durch die Sierra Nevada, deren Steinklippen für ihn »Altäre« waren, aus denen er »Steinpredigten« vernahm, etwa an dem eindrucksvollen Granitturm »Cathedral Peak« im Yosemite-Nationalpark. Solche Erfahrungen bestätigten ihn in der Annahme, dass »das Natürliche und Gewöhnliche wunderbar und geheimnisvoller [ist] als das sogenannte Übernatürliche«. Ein Hinweis darauf, dass die Wunder der Natur greifbarer und betörender sein können als spirituelle Entitäten wie »Geister« und »Götter«. Dies ist eine wiederkehrende Haltung innerhalb der »dunkelgrünen Religion«, die in der provokativen Forderung gipfeln kann, dass ein Redwood-Baum für »heiliger« gehalten werden sollte als »eine von Menschenhand geschaffene religiöse

Ikone«, oder dass das Überleben einer Kakteen- oder Blumenart wichtiger sei als das Überleben der ägyptischen Pyramiden. (vgl. S. 133)

Erstaunliche Nachwirkungen

Ein ganz außerordentliches Kapitel im Buch, das in dieser Form nie in einer deutschen Veröffentlichung zum Thema auftauchen würde, handelt vom Surfen als einer Spielart der »dunkelgrünen Religion«. Taylor selbst war jahrelang Seenotrettungsschwimmer an der kalifornischen Küste und hatte viel Zeit, diese Kunst des Wellenreitens zu beobachten. Aber er beschreibt diese Praxis völlig anders als etwa die amerikanische TV-Serie »Baywatch« mit David Hasselhoff und Pamela Anderson, in der es vor allem um attraktive Männer- und Frauenkörper und ein hedonistisches Leben unter der Sonne Malibus geht. Taylor weist auf die spirituelle Dimension des Surfens hin, das bereits von indigenen Völkern der Vorzeit betrieben wurde: Schon 3000 v. Chr. surfen Einwohner Perus auf kleinen schilfgeflochtenen Booten, ebenso die Menschen in Polynesien, Hawaii und im Südpazifik. Nach der Ankunft von James Cook und anderen Europäern verschwand mit deren Gewehren, Krankheiten, ihrem Alkohol und ihrer Religion diese Surfkultur, die von den mitgebrachten christlichen Missionaren bekämpft wurde. Erst 1912 wurde das spirituelle Erbe des Surfens von dem hawaiianischen Schwimmer und Surfer Duke Kahanamoku wiederbelebt: er wies darauf hin, dass es bei dieser »Aloha-Kultur« vorrangig um die meditative Verbindung mit dem Geisthauch des Meeres (»Aloha«) ging und nicht um einen egoistischen Leistungswettbewerb. Die spirituelle Dimension des Surfens beginnt mit dem Aufstehen im Morgengrauen und der Begrüßung der Sonne, der Wellen und Meeresbewohner, um dann im Akt des Wellenreitens mit »Mutter Ozean« zu verschmelzen: eine Variation der Verbindung mit »Mutter Erde«, wie sie in allen Spielarten der »dunkelgrünen Religion« gefeiert wird. (vgl. S. 152)

Dieses außerordentliche Kapitel zeigt, wie weit Taylor ausholt, um die erstaunlichen Nachwirkungen einer solchen naturverbunde-

nen Spiritualität bis in die Gegenwart aufzuzeigen. Doch er geht noch weiter und bezieht auch die Sphären von Film, Fernsehen und Literatur mit ein. So weist er auf Spuren »dunkelgrüner Religion« in Walt Disney-Filmen wie »Das Dschungelbuch«, »Bambi«, »Die kleine Meerjungfrau« und »König der Löwen« hin, ebenso in den bekannten Naturdokus von Jaques-Yves Cousteau und David Attenborough sowie in »Avatar« von James Cameron, dem umsatzstärksten Kinofilm aller Zeiten. Die dort auftretenden blauhäutigen Na'vi verehren einen riesigen, mit Denkfähigkeiten ausgestatteten »Weltenbaum«, eine Art Urmutter-Wesenheit, die von einem Konzern mithilfe des Militärs gefällt werden soll, um darunter liegende Rohstoffe zu plündern. In einer so dramatischen wie auch zuweilen poetischen Spielfilmform werden hier aktuelle Probleme indigener Kulturen abgehandelt, für welche die Natur noch die Qualität des »Heiligen« besitzt: für Taylor ein Beleg für die anwachsende Ausstrahlung der »dunkelgrünen Religion« bis in weite Teile auch jener Bevölkerung, die nicht mit ökologischer Fachliteratur vertraut ist. Ähnliches konstatiert er angesichts des überwältigenden Erfolg der Filmreihe »Der Herr der Ringe« sowie bei zeitgenössischen Literaturbestsellern wie dem mit dem Pulitzerpreis geehrten Roman »The Overstory« (»Die Wurzeln des Lebens«, 2018) von Richard Powers, in dem es um die Mystik bewusstseinsbegabter Bäume geht.

Taylors Buch endet mit dem Kapitel »Terrapolitische Erdreligion«, in dem es um die Frage geht, wie stark die vielfältigen Varianten der »dunkelgrünen Religion« in das politische Tagesgeschehen eingreifen können und welche Auswirkungen sie bereits haben. Taylor beginnt mit dem Bekenntnis des ehemaligen US-Vizepräsidenten Al Gore, der schon 1992 vor der Destruktivität der westlichen Zivilisation gewarnt hatte und behauptete, dass die Wurzeln der Umweltkrise von »spiritueller Art« seien. Gore musste das schwierige Kunststück vollbringen, in das stark vom christlichen Glauben geprägte politische Klima Amerikas eine pantheistisch getönte Philosophie einzubringen, die eigentlich ein leidenschaftliches Plädoyer

für die »dunkelgrüne Religion« war: »Die einfache Tatsache der lebendigen Welt und unseres Platzes in ihr«, so schrieb er, »ruft Ehrfurcht, Staunen, ein Gefühl des Mysteriums - also eine spirituelle Reaktion - hervor, wenn man über ihren tieferen Sinn nachdenkt.« Die Menschen, so Gore, könnten Gott jederzeit nicht nur in Kirchen, sondern »in jedem Winkel der Schöpfung« erleben. (zitiert auf S. 244)

Eine postdarwinistische Religion

Solche Gedanken bestimmten auch den ›World Summit on Sustainable Development‹ (WSSD) im Jahre 2002 bei Johannesburg, auf dem viele Wissenschaftler, Aktivisten, Politiker und auch Vertreter indigener Kulturen über solche Fragen diskutierten. Der Kongress fand in der Nähe der geheimnisvollen Höhlen von Sterkfontein statt, wo erste Spuren des Australopithecus gefunden worden waren, und die 1999 von der UNESCO als »Wiege der Menschheit« bezeichnet wurden. Prominent besetzt u.a. mit Jane Goodall, dem damaligen UNO-Generalsekretär Kofi Annan und der Physikerin und Aktivistin Vandana Shiva, war diese Tagung eine eindringliche Warnung vor der katastrophalen Zunahme von Umweltschäden und ein Aufruf zu einer auch spirituellen Betrachtung der Erde. Heiler und Schamanen der afrikanischen »Sangoma« gestalteten ein Sonnenuntergangsritual, in dem sie auch ihre Ahnen um Mitwirkung bei der Wiederherstellung eines harmonischen Lebens auf der Erde baten: »Wir müssen gut für die Erde sorgen«, so hieß es da, damit wir, wenn wir einmal selber Ahnen sind, auch in einer gesunden Welt leben werden.« (S. 248) Doch die gemeinsame Verabschiedung einer »Erdcharta« gelang zur Enttäuschung vieler Beteiligten nicht: Einige religiöse Gruppen lehnten sie ab, sowie auch – trotz eines persönlichen Appells von Michail Gorbatschow – der damalige Papst Johannes Paul II., dem die ganze Veranstaltung zu »heidnisch« erschien. (vgl. S. 261)

Trotz alledem bleibt Bron Taylor zuversichtlich, was den Aufstieg einer »dunkelgrünen Religion« in der nahen Zukunft angeht. Ihm macht nicht nur Mut, dass inzwischen Länder



*Bron Taylor (*1955)*

wie Neuseeland, Indien, Uganda und Kolumbien sogar Flüsse als Rechtspersonen anerkannt haben, sondern für ihn zeigen auch viele Verfallserscheinungen der etablierten Religionen, dass wir eine neue naturverbundene und wissenschaftlich begleitete Spiritualität brauchen: »Auch wenn ich ein Naturalist bin« so schließt sein berührendes Buch, »kann ich mir in Ermangelung einer zwingenden Erklärung für das Universum oder das Leben, das in mir und um mich herum auf diesem kleinen blauen Planeten pulsiert, keinen besseren Begriff als ›Wunder‹ vorstellen, um all das zu beschreiben, was ich wahrnehme [...] Ich habe lange nach einer vernunftgestützten Religion gesucht [...] Wenn es eine sinnvolle und vernünftige postdarwinistische Religion gibt, dann muss es auch eine sinnliche postdarwinistische Religion geben. Hierfür ist die dunkelgrüne Religion eine aussichtsreiche Kandidatin.« (S. 298)

Rüdiger Sünner ist Filmemacher und Buchautor, u.a. mit ›Wildes Denken – Europa im Dialog mit spirituellen Kulturen der Welt‹ (2020). – www.ruedigersuenner.de

Johannes F. Brakel

Der Teepavillonbaum

Der plötzliche Regen hat uns an diesem eigentlich sonnigen Mainachmittag überrascht, sodass wir uns nach einem Unterstand umsahen. Ringsum sprießten zwar schon frische, hellgrüne Blättchen an den Birken und Buchen des Botanischen Gartens, waren aber noch lange nicht breit und flächig genug, um den Regen abzuhalten. Doch über und durch das maigrüne, flirrende Blätternetz hindurch ragten glänzende, regennasse Dachschindeln – eine kleine Kuppel? Aber mit einer nach oben ausgezogenen Spitze, wie ein halb aufgeklappter Regenschirm? Erst aus der Nähe sahen wir, wie dieses Dach sich an seinem unteren Ende an acht Zipfeln wieder schräg nach oben wandte – wie der hüpfende Rock eines tanzenden Kindes – und dass es wirklich fast nur ein Dach war: ein chinesischer Teepavillon ohne Wände auf acht zierlichen, dunkelrot gestrichenen Holzsäulen. Wir eilten die wenigen Stufen hinauf unter das beschwingte Dach, das uns vor dem senkrecht fallenden Regen tatsächlich schützte, obwohl dies keine echte Wetterhütte war, die uns vor einem Sturm und schräg hereinbrechendem Regen geschützt hätte. Aber mehr als einen Sonnenschirm für eine heitere Teegesellschaft brauchten wir auch nicht.

Die Dachkonstruktion unter den Schindeln war offen, sodass wir in die Strukturen und Verbindungen der dunkelrot gestrichenen Balken schauen konnten, die sich, wie einige seltsame Schnitzereien, im Halbdunkel verbargen.

Ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte, hörte der Regen wieder auf und wir blickten auf das von blinkenden Wassertropfen gesprenkelte Maigrün der Sträucher und Bäume. Doch was war das? Einer der Bäume, mit schon etwas größeren, aber ebenso frisch-grünen Blättern, schien über und über mit handspannengroßen, schneeweißen Fähnchen geschmückt zu sein, die vor dem inzwischen reingewaschenen blauen Himmel glänzten und paarweise einander gegenüber hingen. Wie weiße Flügel waren je zwei der Fähnchen ein wenig abgespreizt, oben etwas konvex gewölbt und unten leicht konkav in einer Spitze nach oben geschwungen. Sie waren in ständiger Bewegung und schienen jeweils über einer dunkelroten Kugel zu schweben – offenbar die Blüte, auch wenn diese mehr an ein dunkelrotes Himbeer-Konfekt erinnerte. An einer Blüte saß eine Biene, noch etwas klamm, aber trotz des Regens trocken geblieben, und putzte sich nun langsam für den Besuch der nächsten Blüten.

Ein Teepavillonbaum? Nein, sein begeisterter Entdecker nannte ihn »Taubenbaum«, wegen der Form der weißen Blütenhülle (die eigentlich Hochblätter sind). Weniger genaue und auch prosaischere Beobachter nannten ihn »Taschentuchbaum«, wobei sie offenbar übersahen, dass diese Blütenhüllen keineswegs nur schlaff herunterhingen, sondern konvex-konkav die kugelförmige Blüte überwölbten. Als der Pflanzensammler Ernest Henry Wilson (1876–1930)

die Drei 4/2024



Zweig des Tauben- oder Taschentuchbaumes (Davidia involucrata)

den ersten Baum in voller Blüte sah, notierte er, dass die Blüten »bei der leichtesten Brise wie große Schmetterlinge oder kleine Tauben zwischen den Bäumen schwirren«¹.

Eine ausführliche wissenschaftliche Untersuchung bestätigte, dass die weißen Hochblätter den Regen von der roten Blüte und ihrem wasserempfindlichen Pollen abhielten. Und sie bestätigte auch, dass die luftgefüllten weißen Hochblätter, die sich nur für die wenige Tage anhaltende Blütezeit aus grünen Laubblättern gebildet hatten, nicht nur für uns schön aussehen, sondern für die Ultraviolett sehenden Bienen noch viel attraktiver sind und diese aus großen Entfernungen anlocken können.²

Wilson war im Jahr 1900 sechs Monate durch unbekanntes Gelände im Südwesten Chinas gereist, um diesen Baum zu finden. Er hatte lediglich eine Skizze auf einem halben Notizbuchblatt als Landkarte für ein riesiges Gebiet bei

sich, auf der ein Kreuz ein einzelnes Exemplar markieren sollte. Als er wider jede Wahrscheinlichkeit tatsächlich den ersten Taubenbaum fand, der sogar gerade blühte, notierte er, dass er diesen »für einen der interessantesten und schönsten Bäume der nördlichen Hemisphäre«³ halte. Dem ist nichts hinzuzufügen – außer wenn man ihn selbst gesehen hat.

Johannes F. Brakel ist Lehrer für Biologie, Chemie und Erdkunde an der Rudolf Steiner Schule Hamburg-Wandsbek.

1 <https://arboretum.harvard.edu/stories/e-h-wilsons-search-for-davidia-involucrata/>

2 <https://arboretum.harvard.edu/stories/white-bracts-of-the-dove-tree-davidia-involucrata-umbrella-and-pollinator-lure/>

3 Siehe Anm. 1.

Peter Götz

Das ist doch alles Käse!

Sommerliche Gedanken über unsere Ernährung

»Schon wieder Gedanken über unsere Ernährung? Ist uns doch alles längst bekannt. Hoffentlich kommt da nicht wieder einer mit Lob der Veggie-Kost, oder mit der Gesundheit dank vegetarischem Essen. Oder mit Apfelessig zum angeblichen Abnehmen, oder mit ...«. Gell, da fällt einem gleich mancherlei ein zu solcher Überschrift. Nun ist das Thema längst nichts Neues. Auch das nicht mit Tante Berta, die ihr Leben lang ihren Hackbraten genoss und trotzdem mit 82 noch fit und lebenslustig war – oder war sie damals nicht schon 85?

Einige Gedanken zu diesem altbekannten Thema möchte ich hier dennoch anbringen, und zwar angeregt durch einem Einkauf neulich im Stuttgarter ›Lebe Gesund‹-Laden in der Nadlerstrasse: Gleich dem Eingang gegenüber hing an einer Säule die Tafel »Schmalz ohne Schwein«. (Wenn das Tante Berta gesehen hätte!) Schmalz gibt's auch dort zu kaufen, doch nur eben aus pflanzlichen Quellen. Und soll dennoch wohlschmeckend sein.

Doch möchte ich nicht das zwanzigste Lob der vegetarischen oder gar veganen Kost schreiben. Sondern ich meine das – Fleisch. Jetzt gar ein Lob der Fleischkost? Noi, würde der Schwabe in seiner Mundart hier antworten. Wir Menschen haben, populär ausgedrückt, Fleisch im Körper. Und auch die Tiere, zumindest die Säugetiere, damit die sogenannten höheren Tiere. Nur greift der Fleischköstler nicht mit seinen Zähnen in den lebenden Tierkörper.

(Schließlich soll doch lebendige Nahrung empfehlenswert sein, oder etwa nicht?) Sondern das Tier muss vorher vom Leben in den Tod versetzt worden sein. Berufsmäßig, fachmännisch – freilich in der Regel verborgen vor dem Verbraucher. Doch was ist dann der Tierkörper, wenn er aus dem Schlachthaus zuerst in den Kühlwagen, dann zerlegt beim Metzger in die Auslage gelangt ist? Er ist ein Kadaver. So nennt man tote Tierkörper nun mal. Ist sich der Fleischköstler eigentlich bewusst, dass er Teile eines Kadavers verzehrt? Ein Kadaver, mit Stoffen wie Adrenalin versetzt, ausgeschüttet vom Tier in seiner Todesangst – schließlich war es ein empfindendes Lebewesen. Selbst das mit allerlei Gewürzen und gutem Bratöl zubereitete Stück »Fleisch« ist Teil eines Kadavers.

»Widerspruch!« höre ich da rufen: »Wir essen doch ganz wenig Fleisch, nur ein- oder zweimal in der Woche. Wir halten es dafür mit reichlich Käse. Und eine Riesenauswahl haben wir da!« Ach ja, eine Riesenauswahl. »Und dann die feine Milkschokolade!« Wer mir da widerspricht, das sind Erwachsene. Aber seit wann verzehren Erwachsene eigentlich Muttermilch? »Wieso Muttermilch? Wir reden vom Allgäuer Käse, vom Camembert, dem Geschenk aus der Normandie, vom ...« Halt: Käse wird aus Milch hergestellt, das stimmt. Gerade Vegetarier greifen gern zum (angeblich so gesunden) Fleischersatz, und naschen ohne Bedenken auch Milkschokolade. Doch was ist

die Drei 4/2024

denn Milch? Es ist Muttermilch. Bei uns Menschen unverzichtbar in den ersten Lebensmonaten – genauso beim neugeborenen Säugetier. Alle Säuglinge nuckeln an den prallen Warzen ihrer Mütter. Und wie bei der Menschenmutter nimmt bei der Tiermutter die Milchproduktion ab, wenn der Säugling herangewachsen ist und erste Festnahrung zu sich nehmen kann. Die Käse-Liebhaber – ganz gleich, ob Käse aus Kuh-, Schafs- oder Ziegenmilch – nehmen also Muttermilch zu sich. Immerhin ist die nahrhaft, enthält Eiweiße, weiße Blutkörperchen und noch manch anderes Kräftigendes ... Doch all das ist von der Schöpfungsordnung her bestimmt für das heranwachsende Kind.

Geistige Gesichtspunkte

Nun gibt es zu diesem Thema von Rudolf Steiner eine ganze Reihe von Aussagen, verstreut in seinem Vortragswerk. In einem öffentlichen Vortrag über ›Ernährungsfragen im Lichte der Geisteswissenschaft‹ sagte er am 17. Dezember 1908: »Nehmen wir jetzt das Verhältnis des Menschen zur Pflanze, wenn es so real wird, daß der Mensch seine Nahrungsstoffe aus der Pflanze aufnimmt. [...] Was durch das Sonnenlicht aufgebaut wird, das zerstört der astralische Leib zwar immer wieder, aber er gliedert dadurch dem Menschen das Nervensystem ein und erhebt dadurch das Leben zu einem bewußten. [...] Das Geistige des Lichtes arbeitet in uns innerlich am Aufbau unseres Nervensystems. So wunderbar wirken zusammen das pflanzliche und das menschliche Leben.«¹

Anders bei tierischer Ernährung: »In dem Wesen, dem er dann seine Nahrungsmittel entnimmt, ist in gewisser Weise der Prozeß schon vollzogen. Was er sonst jungfräulich und frisch von der Pflanze entnimmt, das ist im Tiere schon teilweise umgewandelt, schon vorbereitet. [...] Sie werden in einer weitverbreiteten Literatur lesen, daß dem Menschen dadurch eben die Arbeit erleichtert würde, daß er etwas aufnimmt, an dem schon vorgearbeitet ist. Aber der Mensch wird gerade dadurch ein beweglicheres, selbständigeres Wesen, daß er das Ursprüngliche aufnimmt.«²

Er fasst zusammen: »Überall, wo der Mensch frei und unbekümmert aus den großen Gesichtspunkten heraus Leben und Denken regelt, da verdankt er diesen raschen Überblick seiner Nahrungsbeziehung zur Pflanzenwelt. Da, wo der Mensch durch Zorn, Antipathie, durch Vorurteile sich hinreißen läßt, da verdankt er das seiner Nahrung aus der Tierwelt.«³

Im zweiten Ärztekurs erklärte Steiner, dass man »scharf betonen muß, daß doch eine Entlastung in bezug auf die Ermüdung durch die vegetarische Diät ganz wesentlich eintritt, daß der Mensch arbeitsfähiger wird dadurch, weil er gewöhnt ist, Kräfte aus seinem Inneren heraufzuholen, die er nicht heraufholt, sondern die er geradezu als die Störungskräfte des Organismus anwendet, wenn er Fleisch ißt. Aber wie gesagt, ich agitiere nicht.«⁴

Zur Frage der ethischen Haltung fällt mir ein anderer Name ein, den langjährigen Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt: Manfred Kyber. Wie wenige zu seiner Zeit beschrieb er eindringlich die menschliche Verpflichtung gegenüber der Tierwelt: »Können wir erwarten, daß es uns gut geht, wenn wir selbst tagtäglich an anderen Geschöpfen die schrecklichsten Barbareien verüben oder doch gleichgültig zulassen?«⁵ Das Schlachten hilfloser Tiere ist und bleibt nun mal eine Barbarei.

Doch Sie bleiben weiter bei ihrer Fleischkost, beim Milchtrinken, beim Käse? Da kann ich allerdings nicht mehr uneingeschränkt Guten Appetit wünschen, sondern: Achtsamkeit, Nachdenken – und vor allem ein Studium der einschlägigen Aussagen Rudolf Steiners.

Peter Götz, *1945, begegnete 1970 der Anthroposophie und war die letzten 31 Berufsjahre Mitarbeiter in einer Universitätsverwaltung.

1 Rudolf Steiner: ›Wo und wie findet man den Geist?‹ (GA 57), Dornach 1984, S. 177f.

2 A.a.O., S. 178f.

3 A.a.O., S. 180.

4 Ders.: ›Geisteswissenschaft und Medizin‹ (GA 312), Dornach 1999, S. 197.

5 Manfred Kyber: ›Tierschutz und Kultur‹, Hopferau 1982, S. 288.

Kurz notiert

Post-COVID und Post-Vakzin-Syndrom

Auch wenn COVID-19 längst in die endemische Phase übergegangen ist, so leiden doch noch immer Menschen an Post-COVID oder am Post-Vakzin-Syndrom. Beim Post-COVID-Syndrom, auch bekannt als Long-COVID, entwickeln Personen nach einer COVID-19-Erkrankung langfristige gesundheitliche Probleme. Symptome können unter anderem anhaltende Müdigkeit, Atemnot, Herzprobleme oder neurologische Störungen umfassen. Um dem zu begegnen, bietet die Anthroposophische Medizin ergänzende Therapieansätze, welche auf die individuellen Bedürfnisse der Patienten eingehen und ihre Selbstheilungskräfte unterstützen. Eine ganzheitliche und integrative Behandlung ist entscheidend für die Genesung.

Im Fokus steht dabei die Unterstützung der Selbstheilungskräfte und der Selbstregulation. Zum einen wird dabei die Wärmeorganisation der Menschen gefördert, etwa durch äußere Anwendungen, Misteltherapie oder Ganzkörperhyperthermie. Wickel, Waschungen und Rhythmische Massagen tragen zur Stärkung der Patientinnen und Patienten bei und können auch die Schlafqualität verbessern. In der psychosomatischen Begleitung von Betroffenen finden künstlerische Therapien und die Eurythmietherapie Anwendung. Es gilt, für die Betroffenen neue Perspektiven zu schaffen.

Mit ihren Maßnahmen ergänzt die Anthroposophische Medizin konventionelle Therapieansätze wie die Immunabsorptionsapherese und eine Pharmakotherapie sowie Rehabilitationsmaßnahmen wie Atemübungen, Physiotherapie, kognitive Trainings und psychologische Unterstützung. – Ausführliche Informationen über die Ansätze der Anthroposophischen Medizin bei Post-COVID- und Post-Vakzin-Syndrom finden sich in den Empfehlungen einer internationalen Expertenkommission unter:

www.anthromedics.org/PRA-0993-DE

Heuerhof Elbergen

Der Heuerhof Elbergen ist ein kleiner Demeter-Betrieb in Niedersachsen, der 2020 auf Pachtflächen neu gegründet wurde. Inzwischen bewirtschaftet Familie Reichenberger 23 ha mit Acker- und Gemüsebau, sowie Legehennenhaltung in Mobilställen. Der extensive Getreideanbau alter Sorten ermöglicht frische Backwaren aus eigener Erzeugung. Wichtigstes Ziel ist der Bodenaufbau der schwachen Sandstandorte mittels umfangreicher eigener Kompostierung. Außerdem gibt es Versuche zu einem speziellen Substrat für die eigene samenfeste Jungpflanzen-Anzucht. Die Erzeugnisse sind überwiegend für die Solawi am Hof vorgesehen, der aktuell rund 60 Haushalte angeschlossen sind. Darüber hinaus gibt es eine Direktvermarktung über den kleinen Hofladen. Die sich jetzt eröffnende Möglichkeit, teilarrondierte Pachtflächen am Hof (3,0 ha Acker und 0,8 ha Grünland) in Gemeingut zu überführen, ist die Grundsteinlegung für die perspektivische Überführung in eine vollständig gemeinschaftstragene Institution und die Umstellung auf syntropische Landwirtschaft.

www.kulturland.de

Preisgekröntes Sekem

Am 11. Juli 2024 wurden die Demeter-zertifizierte ägyptische ›Sekem‹-Initiative und die ›Egyptian Biodynamic Association‹ (EBDA) mit dem Gulbenkian-Preis für Menschlichkeit ausgezeichnet. »Die diesjährigen Gewinner haben auf vorbildliche Weise gezeigt, wie klimaresistente und nachhaltige Nahrungsmittelsysteme entwickelt und in die Praxis umgesetzt werden können«, begründete die ehemalige Bundeskanzlerin und Vorsitzende der Jury Angela Merkel die Auszeichnung.

www.demeter.de

die Drei 4/2024

Chromosomen-Schäden

Die Auseinandersetzung, ob Mobilfunkseideanlagen für die angrenzenden Einwohner gesundheitsschädlich sind, hält an. Eine neue Studie aus Deutschland belegt, dass die Dauerbestrahlung schädliche zytogenetische Wirkungen auf Chromosomen hat. Die am 1. Juli 2024 in der Zeitschrift ›Ecotoxicology and Environmental Safety‹ veröffentlichte Feldstudie von Sachin Gulati et al. belegt ein Gesundheitsrisiko für Langzeitexponierte bei einer Belastung von über 1 mW/m² (= 1000 µW/m² bzw. 0,61 V/m). Diese Befeldungsstärke entspricht realen Bedingungen, wobei in Großstädten die Werte oft wesentlich höher liegen.

Anwohner, die der Strahlung von Basisstationen länger als 5 Jahre ausgesetzt waren, wurden auf genetische Instabilität getestet. Das besorgniserregende Ergebnis lautet: »Zusammenfassend kann man sagen, dass die hochsignifikanten Unterschiede zwischen den Kontrollen und der exponierten Gruppe, zusammen mit der Korrelation zwischen spezifischen RF-EMF-Signalen (GSM, LTE) und den verschiedenen CAs [Chromosomenaberrationen] nach chronischer (jahrelanger) Exposition, auf die MPBS-Signale (GSM, LTE) als Ursache für die beobachtete genetische Instabilität hindeuten. Somit könnten unsere Ergebnisse über Chromosomenaberrationen einen biologisch plausiblen Mechanismus für die Daten über ein signifikant erhöhtes Krebsrisiko bei Personen liefern, die MPBS-Signalen ausgesetzt sind.«

<https://doi.org/10.1016/j.ecoenv.2024.116486>

Hochschultagung in Dornach

25. bis 26. Oktober 2024

Herbert Witzenmann Zentrum, Dornach

Herbert Witzenmanns Schrift ›Idee und Wirklichkeit einer freien Hochschule‹ steht im Mittelpunkt einer kompakten Tagung, die anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der Weihnachtstagung vom ›Herbert Witzenmann Zentrum‹ in Dornach veranstaltet wird. Vorträge und Seminararbeit mit Christina Moratschke-Nüesch, Horst Grineisen und Nikolaus Weber sowie ein musikalischer Ausklang mit Erika Witzenmann und Olga Kranich prägen das so abwechslungsreiche wie dichte Programm.

www.witzenmannzentrum.ch

Genossenschaften gründen

25. bis 26. Oktober 2024

Zentralwerk Dresden

Praktisches Wissen erlangen, Fragestellungen teilen, gemeinsam Lösungen erarbeiten und Konzepte entwickeln – darum geht es beim inzwischen vierten Gründer-Workshop für genossenschaftliches Bauen und Wohnen. Die Veranstaltung richtet sich an Gründungsinteressierte besonders im Bereich des gemeinschaftlichen Wohnens sowie Stadtteilgenossenschaften, weitere an Genossenschaften Interessierte sowie an Menschen aus Architektur, Projektentwicklung, Wohnprojekte-Beratung und kommunaler Verwaltung.

www.stiftung-trias.de/

Anzeigen

Heilkünstlerische Sprachgestaltung – Sprachkunstkarten – Kursangebote

www.marie-steiner-verlag.de
www.haus-der-sprache.org

1000 Fasten-Wander-Wochen

Ab 380 €. Europaweit. Auch Basen- und Intervallfasten (Bio), Naturerlebnisse und Meditation.

Tel. 0631 / 47 472

www.fastenzentrale.de

Buchbesprechungen

Ein Lichtblick in der Dunkelheit

RAMI ELHANAN & BASSAM ARAMIN: **Wie Frieden geht**, Lokwort Buchverlag, Bern 2024, 28 Seiten, 8 EUR

Vor kurzen fiel mir in der Schweiz ein kleines Büchlein im Hosentaschenformat, mit gerade mal 28 Seiten, in die Hände. Darin findet sich ein Gespräch der Journalistin Annika Bangarter mit zwei Menschen, die sich Brüder nennen: Rami Elhanan aus Tel Aviv und Bassam Aramin aus Gaza. Diese beiden Männer repräsentieren zwei Kulturen, die uns heute als in einen grausamen Krieg verwickelte Nationen entgegentreten: Israel und Palästina.

Beide Männer haben durch Taten des jeweils anderen Volkes eine Tochter verloren: Smadar Elhanan wurde durch einen Selbstmordattentäter mitten in Jerusalem aus dem Leben gerissen, Abir Aramin durch den Schuss eines israelischen Soldaten getötet. Ihre Geschichte hat der irisch-amerikanische Schriftsteller Colum McCann in seinem Roman ›Apeigoron‹ (Hamburg 2020) nachgezeichnet.

Und nun erzählen die beiden Väter, diese Männer, die von Feinden zu Brüdern geworden sind, von ihrem Weg zum Frieden miteinander und von ihrem Einstehen für diesen Weg vor aller Welt, auch wenn ihnen dafür viel

Feindschaft entgegenkommt. Sie erzählen in einfachen Worten. Und bei jedem Wort erlebt der Lesende, dass sie Wahrheiten aussprechen. Und dass diese Wahrheiten – einfach sind. Sie sprechen von Respekt und Menschlichkeit, sie leugnen keine schwierigen Gefühle, aber sie lassen nicht zu, dass daraus Hass wird. Rami Elhanan und Bassam Aramin gehen in Schulen in Palästina wie in Israel, mittlerweile auch auf der ganzen Welt, und erzählen von diesen Wahrheiten, indem sie von ihren Wegen vom Hass zum Frieden und zur Freundschaft erzählen. Nichts wird geleugnet, nichts beschönigt. Es wird Verständnis aufgebracht für das Leben und das Sosein des Anderen. Und im Verstehen zerbricht der Hass, die Wut, die Verzweiflung. Aus der Anerkennung des Leidens des Anderen erwächst Versöhnung – und Frieden.

Dieses Gespräch zwischen einem Palästinenser und einem Israeli, einem Moslem und einem Juden, ist das Christlichste, was bisher zum Nahostkrieg gesagt wurde. Mögen ihre Worte in vielen Herzen Wurzeln schlagen!

Ulrike Wendt

Ein umfassendes Werk

ROLF SPECKNER: **Elise Wolfram und die Anthroposophie in Leipzig – Ein Zeit- und Lebensbild**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2024, 664 Seiten, 39 EUR

Im Verlag Freies Geistesleben ist in diesem Jahr ein neues Buch des nicht nur in anthroposophischen Kreisen bekannten Autors Rolf Speckner erschienen. Seit 16 Jahren, wie er selbst erwähnt, hat er sich mit Leben und Werk von Elise Wolfram (1868–1942) beschäftigt und ist durch seine eingehenden Forschungen zu über-

raschenden Ergebnissen gekommen. Bereits vor vielen Jahren hat er im Leipziger Wolframzweig darüber gesprochen.

Das umfangreiche, aber sehr gut lesbare Werk mit fast siebenhundert Seiten ist weit mehr als nur eine Biografie von Elise Wolfram, einer für ihre Zeit ungewöhnlich emanzipierten und

die Drei 4/2024

durchsetzungsfähigen Frau, der ersten Leiterin des Leipziger Zweiges der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland. Der prachtvoll ausgestattete Band enthält ein Geleitwort von Wolf-Ulrich Klünker, mehrere Abbildungen von Örtlichkeiten wichtiger Ereignisse aus Elise Wolframs Leben, sowie Rötzelzeichnungen mehrerer im Text beschriebener Persönlichkeiten. Das Buch ist, wie schon dem Untertitel zu entnehmen ist, ein Zeit- und Lebensbild und führt uns zurück in die Jahrzehnte vor 1900 und in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit den beiden Weltkriegen, der Revolution von 1918 mit dem Ende des Kaiserreiches, der Weimarer Republik und der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus.

In seinem Vorwort spricht der Autor davon, dass es ihm wichtig war, mit seiner Arbeit den Anthroposophen in Mitteldeutschland bei der Wiedergewinnung ihrer Vergangenheit etwas behilflich zu sein. Er berichtet darin auch von der Entstehung des Werkes, dem Aufsuchen wichtiger Lokalitäten aus Elise Wolframs Leben, und dankt allen Helfern, die zum Entstehen des Buches beigetragen haben.

Nach biografischen Details wie Elise Wolframs Geburt in Danzig, ihrer relativ behüteten Kindheit und Jugend in Frankfurt und Berlin, ihrer Eheschließung mit dem Juristen Albrecht Johannes Wolfram, der Geburt ihrer drei Kinder, aber auch dem frühen Verlust ihres ältesten Kindes Fritz und ihres Ehemannes (sie war bereits mit 32 Jahren Witwe) befasst sich das Buch eingehend mit ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, ihren frühen historischen Romanen, ihren Aufsätzen in dem theosophischen Wochenblatt ›Der Vâhan‹, den zwei Büchern über Paracelsus, über den sie intensiv geforscht hat, und ihrem Büchlein ›Die germanischen Helden-sagen als Entwicklungsgeschichte der Rasse‹ (Leipzig 1910). Sie hat sich neben der germanischen auch mit anderen Mythologien befasst, besonders mit der ägyptischen.

Ihre Auseinandersetzung mit Sigmund Freud erschien in der Schrift ›Gegen Psycho-Analyse. Imagination: Zerrbild und Angesicht‹ (Leipzig 1918). Darin entwirft Elise Wolfram ein Bild der menschlichen Entwicklung außerhalb des Dar-

winismus und der Psychoanalyse: »Sie betrachtet den Menschen nicht nur als Bestandteil der Natur, sondern stellt Mensch und Natur einander gegenüber. Die schöpferische Tätigkeit, die ja ein fortwährendes Gestalten und Entstalten, ein Metamorphosieren oder Verwandeln der Form ist, nennt sie Imaginieren!« (S. 61)

Ihre schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich über ihr ganzes Leben und zeugt besonders in den späteren Werken von ihrem Vermögen, mit Bildern und Imaginationen umzugehen. In ihrem letzten Buch ›Fixsternhimmel und Menschheit‹ (Breslau 1940) ist diese Bildhaftigkeit ganz besonders ausgeprägt.

Nachdem sie Rudolf Steiners Buch ›Theosophie‹ gelesen hatte, nahm sie Kontakt zu dem Begründer der Anthroposophie auf, schilderte ihm ihre inneren Erlebnisse bei Meditationen und bat ihn um Aufnahme in seine Esoterische Schule. Gleichzeitig veranlasste sie, dass er über zahlreiche Themen öffentlich im Künstlerhaus in Leipzig sprach.

So entstand eine rege Vortragstätigkeit von Rudolf Steiner in Leipzig, im Wechsel mit regelmäßigen Vorträgen von Elise Wolfram. Nach Gründung der Anthroposophischen Gesellschaft wurde sie deren erste Zweigleiterin in Leipzig. Schon vorher hatte sie sich mit Hugo Vollrath, der eine zweite Leipziger Ortsgruppe der Adyargesellschaft gründen wollte, auseinandersetzen müssen. Rolf Speckner schildert bis ins Detail die Konflikte der beiden Leipziger Zweige und die wohl nicht immer ganz unberechtigten Angriffe auf Elise Wolframs, der Eigenmächtigkeiten vorgeworfen wurden. Sehr ausführlich geht er auf die Ausbildung ihrer Tochter Erna van Deventer durch Lory Maier-Smits ein, für die Rudolf Steiner die Eurythmie ins Leben gerufen hatte.

Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Chaos, das die Novemberrevolution in Deutschland zurückgelassen hatte, wurde von anthroposophischer Seite der ›Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus‹ gegründet. Rudolf Steiner hatte inzwischen ›Die Kernpunkte der sozialen Frage‹ als Ausdruck seines vollmenschlichen Erlebens der politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten seiner Zeit und als Möglich-

keit zu deren Bewältigung veröffentlicht. Von dem in Stuttgart gegründeten ›Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus‹ wurde zur Begründung eines Kulturrates und zur Verbreitung der Dreigliederungsidee aufgerufen, wobei auch Elise Wolfram, neben anderen bedeutenden Persönlichkeiten, wie Alexander von Bernus, Thomas Mann, Albert Steffen und Hans Hasso von Veltheim, unterzeichnete.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es im Leipziger Zweig immer häufiger zu Auseinandersetzungen mit der jüngeren Generation, die Elise Wolfram so sehr verletzte, dass sie 1920 als Zweigleiterin zurücktrat.

Rolf Speckner schildert in seinem Buch etliche Persönlichkeiten, die sowohl für Elise Wolframs Leben und Entwicklung als auch für die Allgemeinheit von Bedeutung waren. So wendet er sich dem Leben von Helena Petrowna Blavatsky und deren Nachfolgerin in der Leitung der Theosophischen Gesellschaft, Annie

Besant, zu, ebenso Elise Wolframs Begegnung mit Hermann Beck sowie ihrer Korrespondenz mit Ita Wegman, Elisabeth Vreede und Marie Steiner. Sehr unkonventionell für die damalige Zeit war ihr Verhältnis zu dem Medizinstudenten und späteren Dr. med. Julius Solti.

Im letzten Teil des Buches, bevor er auf die letzte Lebenszeit eingeht, lässt der Autor die Gräueltaten des Naziregimes, die Verhaftungen und die Grausamkeiten in den KZ-Lagern durch überlebende Freunde Elise Wolframs schildern. Ihr Schwiegersohn Gerrit Jan van Deventer ist am 1. Dezember 1942 im KZ Sachsenhausen ums Leben gekommen.

Dieses umfassende und ausgesprochen lebenswerte Werk vermittelt nicht nur in einführender Weise ein Kenntnis der besonderen Persönlichkeit Elise Wolframs, sondern gibt auch ein getreues Bild ihres Lebensumkreises und der geschichtlichen Ereignisse ihrer Zeit.

Gunda Kohl

Begleitung eines Sterbens

ERIC BERGKRAUT: **Hundert Tage im Frühling. Geschichte eines Abschieds**, Limmat Verlag, Zürich 2024, 208 Seiten, 27 EUR

Als bei der Schweizer Autorin Ruth Schweikert, geb. 1964, eine Krebskrankheit diagnostiziert wurde, entschloss sie sich bald, ihre Erlebnisse in Prosa zu verarbeiten, und das daraus resultierende Werk ›Tage wie Hunde‹ (Frankfurt a.M. 2019), fand einige Beachtung. Schweikert verstarb Anfang Juni 2023, und nun liegt aus der Feder ihres Lebenspartners Eric Bergkraut ein eindringlicher und zu Herzen gehender Bericht über die gemeinsamen Erlebnisse in Schweikerts letzten Lebensmonaten vor, der mit einem Motto des Aphoristikers Hans Kudsus überschrieben und zusammengefasst werden könnte, wonach Abschied die innigste Form menschlichen Zusammenseins ist.

Diesem Bericht folgend – die Szenen und Momente sind chronologisch dokumentiert, aber doch frei aneinander gereiht und versetzt mit früheren gemeinsamen Erlebnissen des Paares und der zugehörigen Kinder – finden wir uns

im Wechselspiel von der bedrängenden Not des Unabänderlichen – und dem ungebrochenem Hoffen auf Heilung; von rührender Zuwendung und Ehrlichkeit seitens der Ärzte – und deren erschütternder Amtssprache und Unwahrscheinlichkeit, ja Dilettantismus; von tiefen Lebenseinsichten, spiritueller Offenheit – und dem Bewältigen von Alltäglichkeiten, die in der Krankheit so herausfordernd sein können; schließlich von intimer Nähe der sterbenden Frau und ihres ihr beistehenden Mannes – und dem Abgrund, der sich zwischen den beiden dadurch auftut, dass sich ihre Wege zu trennen im Begriff sind: »Ich kann mit meiner Ehefrau, Geliebten, zeitweiligen ›Feindin‹ und Antipodin [...] unmöglich das Sterben und den Tod teilen, auch wenn ich unsere Geschichte ganz umarme, mit allem, was zu dieser gehört, hier ist die Grenze.« (S. 134) Hier zeigt sich ein Grundgesetz der Liebe, dass Nähe und Abstand gleichermaßen zu ihr

gehören, und der Abstand ermöglicht es Bergkraut, eine andere Perspektive einzunehmen, wovon schon der Buchtitel zeugt, der in schöner Weise den von der Partnerin gewählten ergänzt: ›Hundert Tage im Frühling!‹

Besonders dicht wird das gemeinsam Durchlebte in Ruth Schweikerts letzten Lebenswochen, die sie schließlich zu Hause verbringen darf, begleitet von ihrem Partner, immer wieder von ihren Kindern sowie von Pflegenden und Freunden. Und obgleich der Umkreis nun kleiner und beschränkter wird, weitet sich der Blick, und aus den feinen Beobachtung und dem sprachlichen Vermögen Bergkrauts ent-

steht Poesie, durch die das ganz Persönliche immer wieder ins Überpersönliche gerichtet wird: »Ich habe den Eindruck, dass Du etwas durchlebst, was für uns alle steht.« (S. 98)

Dabei liegt auf der Hand, dass das Leben vielfach ähnliche Geschichten schreibt, und wenn auch die Umstände es nicht immer erlauben, so kann man dieses Buch vor allem als eine Ermutigung lesen, solche Wege gemeinsam zu gehen. »Vielleicht [...] möchten wir alle einander eigentlich viel besser beistehen. Wüssten wir bloß besser, wie und wann. Und das nicht erst auf der letzten Strecke.« (S. 190)

Johannes Roth

Vergnügliche Lektüre-Reise

MARGRIT WYDER, BARBARA NAUMANN & ROBERT STEIGER (HRSG.): **Goethes Schweizer Reisen. Band I: Tagebücher, Briefe, Bilder – Band II: 25 Wanderungen**, Schwabe Verlag, Basel 2023, 624 Seiten, 49 EUR

Für alle, die sich ohnehin für Goethes Reisen interessieren, ist diese Neuerscheinung eine besonders schöne Steigerung früherer Veröffentlichungen. Und für jene, die in diese Lektüre-Reisen erst einsteigen wollen, ist es wohl das lesefreundlichste Angebot, das es gibt.

Goethes nach über zweihundert Jahren wohlbekanntesten Schilderungen seiner Schweizer Reisen werden hier aufschlussreich ergänzt durch Tagebucheinträge und Briefe seiner Begleiter sowie der Korrespondenz mit weiteren Autoren. Durch diesen originellen Griff ergibt sich erstmals ein vielschichtiges und reichhaltiges Bild aus verschiedenen Perspektiven. Bei Goethes Schweizer Reisen denkt man meist nur an seine drei Touren von 1775, 1779 und 1797. Hier ist nun auch seine Rückreise aus Italien mitberücksichtigt, die ihn 1788 über den Splügenpass bis zum Bodensee führte.

Für die Orientierung ist die gute Gliederung der Kapitel und Unterkapitel hilfreich. Fürs Auge sorgen richtig viele Abbildungen. Mit jeweils einer Einführung wird auf jede Reise genussvoll und lehrreich eingestimmt. Leserinnen und Leser profitieren von der beeindruckenden Übersicht und der jahrelangen Vertrautheit des

Herausgeberteams mit dem ganzen Material und Goethes Leben. Margrit Wyder, Barbara Naumann und Robert Steiger sind ausgewiesene Literaturwissenschaftler und engagieren sich in der ›Goethe-Gesellschaft Schweiz‹.

Damit es nicht allein beim Lesen und Studieren bleiben muss, gibt es zu allem Schönen noch dazu einen zweiten Band mit 25 Wanderungen auf Goethes Wegen – Wandervorschläge mit ganz praktischen Hilfen wie Wegbeschreibungen, Zeitangaben, Schwierigkeitsgrad und Karten, auch Karten-Apps. Mit dabei sind schweißtreibende Vorschläge wie eine siebenstündige Tour vom Lauterbrunnental über Stachelberg zum Oberhornweg in den Alpen und zurück, insgesamt 17 km. Zu allen Wanderungen gibt's auch die passenden Hinweise auf Band I, wo die Tour von Goethe und seiner Reisegesellschaft geschildert wird. In Band II befindet sich auch das ausführliche Personen- und Ortsverzeichnis zu beiden Bänden.

Goethes Reisen waren ausgesprochene Wahrnehmungs- und Erlebnis-Projekte. Ihre Kulturleistung macht diese Publikation auf eine geradezu vergnügliche Weise anschaulich.

Ruedi Bind

Ausklang

Wie viel Schönheit
schenkt du uns, o Erde,
in dem glanzdurchglühten
Himmelsblau,
in dem sonnengrünen
Samt der Wiesen,
in dem Vogeljubel
in der Au.

Schenkst du diese Schönheit
uns, o Erde,
dass das Herz
zu Edlem sich erhebe,
leichter reinem Denken
sich ergebe
und am Ende selber
leuchtend werde?

ERIKA BELTLE (1921–2013) war viele Jahre leitende Redakteurin der ›Mitteilungen aus der anthroposophischen Arbeit in Deutschland‹. Daneben veröffentlichte sie dreizehn Lyrikbände, zwei Romane und mehrere Erzählungen, Studien über ästhetische Fragen sowie etliche Rätselbücher. Das obenstehende Gedicht erschien zuerst in ›Ausgewählte Werke Bd. II: Gesammelte Gedichte‹, Stuttgart 2008.



Rolf Speckner
Elise Wolfram
und die Anthroposophie in Leipzig



Rolf Speckner: **Elise Wolfram
und die Anthroposophie in Leipzig**

Ein Zeit- und Lebensbild
672 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag

€ 39,- (D)

ISBN 978-3-7725-1803-4

Jetzt neu im Buchhandel!

«In ihrem Denken und in ihrer Biografie wird die Beziehung zwischen dem Menschen und seiner geistigen Leistung zuweilen anschaulich sichtbar, auch in deutlich problematischen Aspekten. Neben durchaus zeittypischen geistigen Haltungen lässt sich manche zugespitzte Direktheit und Unvermitteltheit bemerken; darin wird spürbar, was leicht zu einer gewisse Tragik in einer geistigen Biografie werden kann: die notwendige Entsprechung von persönlich-menschlicher und geistiger Entwicklung, die immer bestehende Schwierigkeit, sich selbst als ganzen Menschen mitzunehmen.

In der hier angedeuteten Perspektive gab es auch unter Zeitgenossen durchaus kritische Stimmen. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb war Elise Wolfram eine «starke Frau». Aus der historischen Distanz, die heute möglich ist, wird menschlich-persönlich, aber auch zeitgeschichtlich eine echte Repräsentantin der Anthroposophie spürbar.»

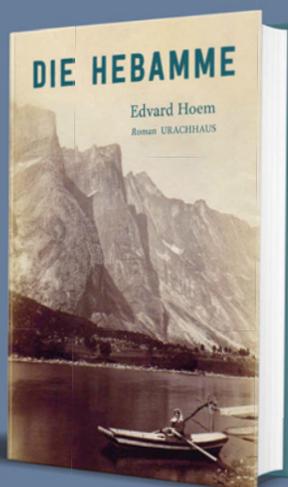
Wolf-Ulrich Klünker

»Ich liebe die Bücher des begnadeten Geschichtenerzählers Edvard Hoem für die knappe, leicht verständliche, unverwechselbare Sprache in Verbindung mit den poetischen Landschaftsbeschreibungen, das ruhige Erzähltempo, die Bilder voller Intensität, die akribische historische Recherche und die empathische Figurenzeichnung.«

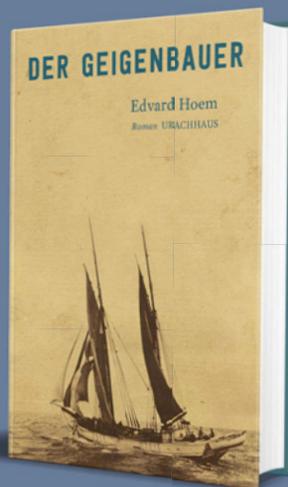
*Barbara Busch,
Mit Büchern um die Welt*



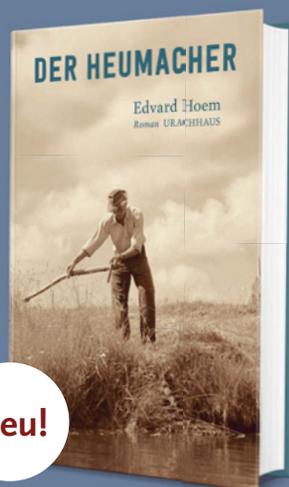
Edvard Hoems Familienchronik



2. Aufl., 336 Seiten,
gebunden mit SU
€ 26,- (D) | € 26,80 (A)
ISBN 978-3-8251-5236-9



2. Aufl., 336 Seiten,
gebunden mit SU
€ 26,- (D) | € 26,80 (A)
ISBN 978-3-8251-5310-6



332 Seiten,
gebunden mit SU
€ 28,- (D) | € 26,80 (A)
ISBN 978-3-8251-5370-0